

# WELTENPORTAL



NR. 6  
09/2025

ISSN Druckausgabe: 2748-9574  
ISSN Onlineausgabe: 2748-9582

10,- €



ERHÄLTlich IM BAHNHOFsbUCHHANDEL UND AUSGEWÄHLTEN ZEITSCHRIFTENLÄDEN



# HORRORCOMIC MAGAZIN

SOFTCOVER - S/W-FARBIG  
36 SEITEN - 6,66 EUR

AUSSERDEM ERHÄLTlich:  
FERAL #5  
NEW INTERNATIONAL ISSUE



also available online with Variant  
Cover by Ester Cardella &  
Variant Cover Zombierella  
together with the new Vinyl!



**IN BÜCHERWELTEN  
BIN ICH NUR STUMMER ZEUGE  
DOCH LEBENDIGER DENN JE**

**PETRA BERGER**

## EDITORIAL

»NACH DEM SPIEL IST VOR DEM SPIEL.« (SEPP HERBERGER)

Kaum ein Zitat drückt die Arbeit an einem Periodikum besser aus, als der berühmte Ausspruch der Fußballlegende. Noch während diese Zeilen getippt werden, befinden sich Texte für die nächste Ausgabe in Bearbeitung. Erste Inhalte für die darauffolgende Ausgabe stehen bereits fest, und es werden Überlegungen angestellt, welche Werke oder Kunstschaffende für noch fehlende Beiträge in Frage kommen. Zeitgleich wird für verschiedene Ausgaben mit Autor:innen, Illustrierenden, Lektorierenden, Übersetzenden, Verlagsmitarbeitenden und Werbepartnern korrespondiert – und zumindest die männliche Hälfte des Redaktionsteams muss sich regelmäßig mit einem Blick in die Exceltabellen vergewissern, welcher Inhalt für welche Ausgabe gedacht ist.

Und doch ... Im konstanten Fluss der Nummern bildete unser letztjähriger Sonderband über Vampire nicht nur eine inhaltliche Abwechslung, sondern auch eine *konzeptionelle* Ruheinsel. Wir haben über die Zukunft der regulären Ausgaben nachgedacht und uns dazu entschieden, das Magazin ab 2026 ein Stück weit neu auszurichten. Die vorliegende Ausgabe ist daher die letzte, die noch nach »altem Muster« zusammengestellt wurde. Wir hoffen, dass ihr gespannt seid, welche Änderungen das *Weltenportal* im nächsten Jahr für euch bereit halten wird. Bis dahin wünschen wir mit den Kurzgeschichten dieser Ausgabe spannende Lesestunden und hoffen, dass euch die Interviews, Artikel und Buchbesprechungen auf gelungene Werke der heimischen Phantastikszene aufmerksam machen.

Christoph Grimm & Sarah Lutter

## IMPRESSUM

Weltenportal Nr. 6, 09/2025

ISSN Druckausgabe: 2748-9574 | ISSN Onlineausgabe: 2748-9582

**Herausgegeben von:** Christoph Grimm, Speyerer Str. 8, 69242 Mühlhausen

**Kontakt:** [weltenportal@christophgrimm.com](mailto:weltenportal@christophgrimm.com) | [www.weltenportalmagazin.de](http://www.weltenportalmagazin.de)

**Redaktion:** Christoph Grimm, Sarah Lutter

**Mitwirkende dieser Ausgabe:** Petra Berger, Anna Eichenbach, Frank G. Gerigk, June Is, Detlef Klewer, Udo Klotz, Timo Kümmel, Jessica Marquardt, Moony, Julia Biermayer-Notter, Jol Rosenberg, Daniel Tschernow, Maximilian Wust

**Lektorat und Korrektorat (Storys):** Christine Jurasek, Manuel Otto Bendrin, Sarah Lutter, Dieter Rieken

**Satz, Layout:** Christoph Grimm

**Schlussredaktion:** Dieter Rieken

**Umschlaggestaltung:** Detlef Klewer, [www.kritzelkunst.de](http://www.kritzelkunst.de)

**Grafiken:** Sofern nicht anders angegeben: [www.pixabay.com](http://www.pixabay.com), [www.unsplash.com](http://www.unsplash.com)

**Drucklegung:** WIRmachenDRUCK GmbH, Mühlbachstr. 7, 71522 Backnang

Creative-Commons-Lizenzen sind gekennzeichnet. Das Copyright der einzelnen Beiträge und Grafiken liegt bei den Ersteller:innen / Verlagen. Das Copyright dieser Zusammenstellung liegt bei Christoph Grimm. Jedwede Nutzung über den privaten Gebrauch hinaus wird ausdrücklich untersagt.

# INHALTSVERZEICHNIS

## STORYS

<b>Maximilian Wust &amp; Michaela Schrimpf:</b> Hypostasis	6
<b>Maria Orlovskaya:</b> Es gibt keinen besseren Ort als die Pein	16
<b>Yvonne Tunnat:</b> Nano-Godt	20
<b>Tino Falke:</b> Was aus dem Schnee wurde	30
<b>Ulf Fildebrandt:</b> Erinnerungen sind flüchtig	38
<b>Nele SICKEL:</b> Auf neue Freunde und unverhoffte Gelegenheiten	62
<b>Nicole Hobusch:</b> Tsuril	66
<b>Jamie-Lee Campbell:</b> RAUM, der (maskul.) sonderbare (adj.)	72
<b>Alexander Klymchuk:</b> Anomalie	80
<b>Sarah Lutter:</b> Rache	86

## MAGAZIN

<b>Detlef Klewer:</b> <i>Ewiges Eis</i> (Comic)	28
<b>Sarah Lutter:</b> <i>Campus 2049 – Hochschule der Zukunft:</i> Interview mit Sabine Frambach und Kai Focke	52
<b>Christoph Grimm:</b> <i>Zwielicht</i> – Interview mit Michael Schmidt	55
<b>Christoph Grimm:</b> <i>Sternenlicht</i> – Interview mit Erik Schreiber	58
<b>Kai Focke:</b> <i>Nuclear Dirtbag Gang</i> Leseprobe aus der Sammlung <i>Hinterm Haus</i>	94
<b>Frank Lauenroth:</b> <i>Laden! Zielen! Feuer!</i> Leseprobe aus der Sammlung <i>Delter: Science Fiction Storys</i>	97
<b>Sarah Lutter:</b> <i>Hund und Katz</i> – Ein fiktives Interview	102
<b>Jol Rosenberg:</b> Kann Phantastik progressiv sein, wenn sie keine Infragestellung des Status Quo beinhaltet? (Essay)	105
<b>Udo Klotz:</b> Vergessene Schätze der Science-Fiction – Ein Planet als Hauptfigur: Brian W. Aldiss <i>Helliconia</i> Trilogie	110
<b>Anna Eichenbach:</b> Von Monstren und Männern – <i>Ich, Hannibal</i> von Judith und Christian Vogt	112
<b>Sarah Lutter &amp; Christoph Grimm:</b> Lese Log	114
<b>Maximilian Wust:</b> Weltenportal Comix (Comic)	122

## REDAKTIONELLES

Editorial   Impressum	4
Inhaltsverzeichnis	5
Autor:innen und Mitwirkende dieser Ausgabe	119
Content Notes	121

MAXIMILIAN WUST &amp; MICHAELA SCHRIMPF

# HYPOSTASIS

Es war kein besonderes Haus. Es war nicht auf einem Friedhof erbaut worden, von einer Tragödie gezeichnet und auch nicht von jemandem entworfen, der später unter rätselhaften Umständen verschwinden oder in einer Nervenheilanstalt eingeliefert werden sollte. Es war einfach nur ein zweistöckiges Haus, die Fassaden weiß wie Sahnetorte, die jemand in einer besseren Ecke von New Jersey serviert hatte.

Von der Regierungszeit Trumans bis zu der Johnsons wohnten darin die Millers, eine typisch amerikanische Familie ihrer Zeit: nuklear eben. Der Ehemann ging arbeiten, die Frau jeden Freitag zur Beichte, irgendwann zogen die Kinder aus und die Eltern nach Florida.

Danach kamen Präsident Agnew und die Mattersons. Wenn man dem Klatsch glaubte, schlug ihr Sohn einmal dem Nachbarsjungen einen Zahn aus dem dreisten Grinsen, und der Gatte konnte kaum noch den ehelich-horizontalen Pflichten nachkommen, ohne nicht zuvor mit kardiovaskulär bedenklichen Mitteln nachzuhelfen. Aber von solchen Gewöhnlichkeiten abgesehen, gab es auch über die Mattersons nichts Erzählenswertes.

Bis es sie dann auf einmal nicht mehr gab.

Der Erste, dem es auffiel, war Mr Mattersons Arbeitgeber. Seine Anrufe gingen jedoch an einen dieser neumodischen Anrufbeantworter, auf den die Familie so stolz gewesen war. Wenig später klingelte die Schule an, auf die Sohn und Tochter Matterson gegangen waren, und endete ebenfalls auf dem Tonband. Als die Mattersons auch am zweiten Tag auf keinen Anruf reagierten, war es der Bruder von Mrs Matterson, der als Erstes nach ihnen sah. Er ließ sich am Nachmittag mit einem Zweitschlüssel ein, und am Abend war es seine Frau, die nun auch ihn als vermisst meldete.

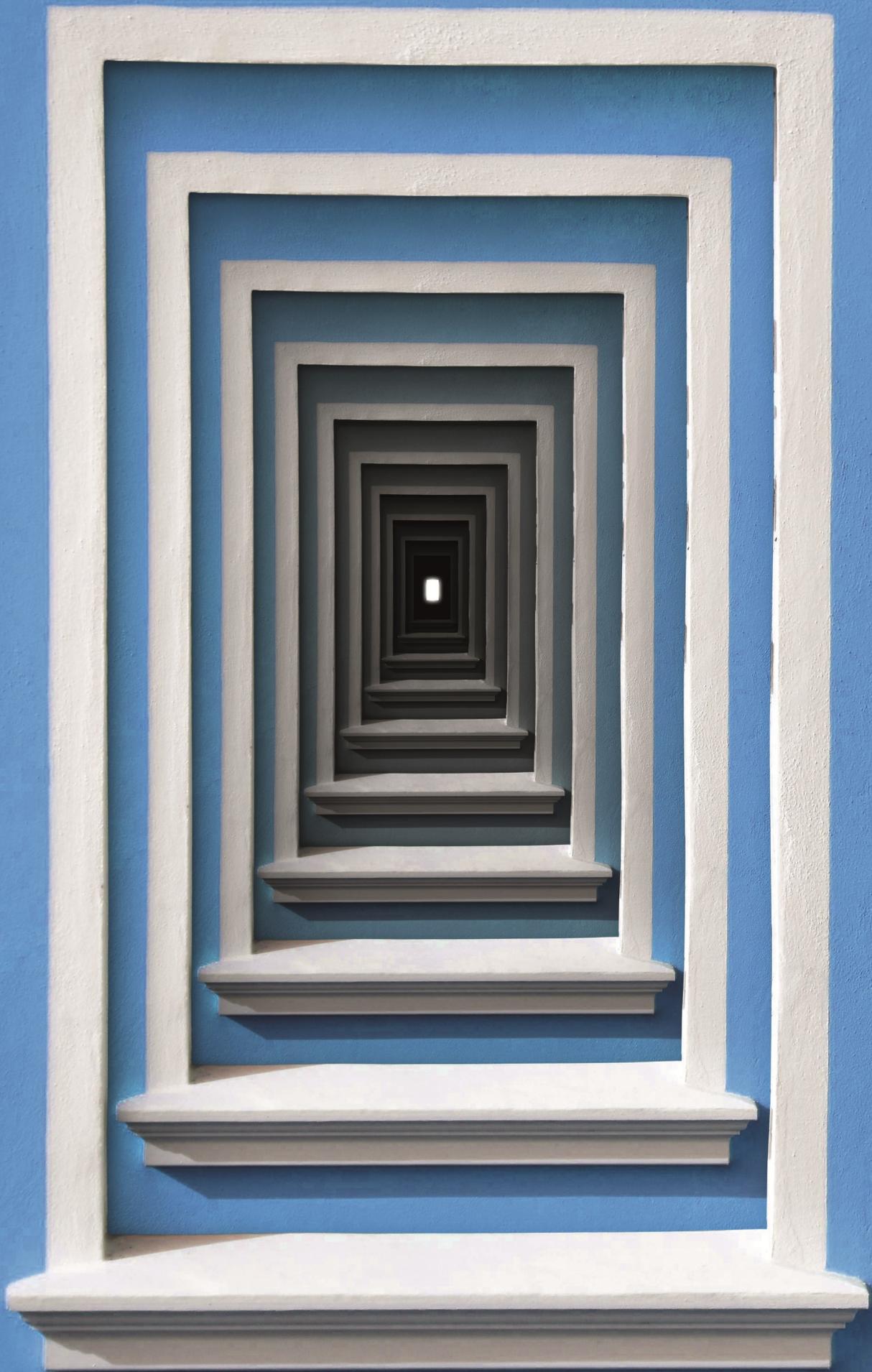
Was letztendlich die Polizei an die Türschwelle der Familie brachte. Zwei Officers fanden die Vordertür offen vor, und wie erwartet reagierte niemand im Haus auf ihre Hallos und ihr »Ist jemand zu Hause?«. Ihrem letzten Funkspruch an die Zentrale nach beschlossen die beiden, es daraufhin zu betreten. Eine halbe Stunde später erschienen vier weitere Polizisten in zwei weiteren Streifenwagen und fanden nur noch das Auto ihrer Kollegen verwaist am Straßenrand.

Ein letzter Officer wagte sich schließlich noch ins Matterson-Haus. In seinem Fall siegte wohl die Neugier über den Verstand. Eine Stunde später war das Gebäude umstellt.

Die Polizeibeamten suchten danach durch die Fenster nach einer Antwort. Hinter dem Glas war jedoch einfach nur das Stillleben eines Einfamilienhauses aus New Jersey zu sehen: eine Küche mit erdfarbenem Külschrank, ein Wohnzimmer mit Fernseher im Regal und das Lese- und Musikzimmer von Mr und Mrs Matterson mit einer Bücherwand, die mit Sicherheit nur als Dekoration diente. Nichts deutete auf einen Mörder, ein Monster oder irgendetwas hin, das eine Familie plus drei Polizisten verschwinden lassen konnte.

Mit der Lage überfordert, lenkte man am frühen Morgen einen vom Militär geliehenen, fernsteuerbaren Zwergpanzer hinein – und es ist vermutlich unnötig zu erwähnen, dass der Kontakt abbrach, sobald er außer Sichtweite war.

Spätestens das fiel nun auch den Nachbarn auf, und die ersten Reporter trafen am »Tatort« ein, oder was auch immer das hier war. Mit nachvollziehbarer Skepsis: Ein Haus, das angeblich jeden verschwinden ließ, der es betrat, erschien ungläubwürdig, und Enten – wie man früher Fake-News nannte – wollte sich



niemand leisten. Denn die Presse stand damals wieder einmal unter Verdacht, der Auflage wegen nicht immer ganz ehrlich gewesen zu sein.

Dann jedoch erschienen vier selbsternannte »Geheimwissenschaftler« mit bunter Kleidung und offensichtlich großem Durst nach Aufmerksamkeit. Sie baten an der Polizeisperre darum, das Gebäude betreten zu dürfen. Sie hätten nämlich einen Plan: Fäden, erklärten sie. Sie wollten sich wie Theseus im Labyrinth mit Fäden absichern ... oder einfach mit der Rückzugssicherung von Feuerwehrmännern, wie ein Polizist vorschlug. Gleichzeitig könnten auch die Herren Officers durch die Fenster zu sehen.

Der Polizeichef stimmte zu – vermutlich, weil er es selbst immer noch nicht so ganz glauben konnte –, organisierte den Geisterjägern eine Sicherungsleine, und sie marschierten hinein.

Es gab keine Schreie oder Geräusche, keinen Indikator – als das illustre Quartett am Schuhschrank abbog, genau im toten Winkel zwischen Eingang, Küche und Wohnzimmer, ließ die Spannung am stählernen Ariadnefaden der Feuerwehr einfach nach. Man holte die Leine ein, doch statt eines bärtigen Mittdreißigers im Hawaiihemd erhielt man lediglich ein perfekt abgetrenntes Ende zurück – und viele offene Fragen.

Das Heim der Mattersons wurde in den darauffolgenden Wochen bekannt, bezweifelt und berühmt. Sogar in Europa sprach man bald von dem Einfamilienhaus, in dem sich anscheinend blitzschnelle, unsichtbare Kannibalen eingenistet hatten. Die seit Jahrhunderten entzauberte Welt bekam endlich wieder ein Mysterium – ein neues Bermuda-Dreieck, in dem überdies tatsächlich Menschen verschwanden. Das Städtchen wurde selbstredend zur Pilgerstätte.

Mit den Besuchern kamen auch die Vorschläge, zuerst wie so oft von den Drastischen aus der eher rechtspolitischen Ecke: Man könnte doch Straftäter, die Schlimmsten der

Schlimmen, statt auf den elektrischen Stuhl zukünftig einfach ins Matterson-Haus schicken. Also wenn, entgegneten wiederum die Gemäßigten, dann wäre es wohl eher zur Müllentsorgung geeignet. Plastik- oder Atommüll zum Beispiel. Wieder andere waren für ein Ende mit Schrecken: Ein paar Bomben, und das, was alle verschwinden ließ, wäre ebenfalls verschwunden. Oder aber man mache daraus eine Show, eine neue Bestattungsmethode ... einfach irgendwie Geld.

Als die Räder der Bürokratie die notwendigen Umdrehungen geschafft hatten, ließ man das Matterson-Domizil mit Maschen- und Stacheldraht umzäunen, umgab es mit einer Batterie aus Warnschildern – an die man damals noch glaubte – und überließ es der systematischen Neugier williger Forschungsinstitute.

Diese bissen sich daran allerdings genauso die empirischen Zähne aus: Zuerst öffneten sie ein Fenster im ersten Stock und schütteten beutelweise Golfbälle hinein. Ein paar rollten sogar durch die Eingangstür wieder hinaus, die anderen wurden wohl zum Spielzeug der Verschwundenen. Man schickte Laborratten und blies Wolken aus Aluminiumstreifen oder Markierfarbe hinein. Mit Teleskoparmen klebte man Spiegel an die Ecken und filmte letztendlich, wie eine Schaufensterpuppe regelrecht aus der Existenz sprang. Von einem Moment auf den nächsten. Was im Matterson-Haus verschwand, tat das sofort, schneller als es Kameras aufnehmen konnten. Dabei fand man wenigstens heraus, dass nur die unteren Räume »verschwinderisch« veranlagt waren, der Keller und der erste Stock hingegen harmlos.

Erklärungsversuche für all das gab es viele: Von Geistern, einem weiteren Philadelphia-Experiment und sowjetischen Geheimwaffen einmal abgesehen, vermuteten die meisten dahinter eine Art multidimensionales Portal. Vielleicht hatten chthuloid überlegene Außerirdische, multidimensionale Wesen ohne Zeitgefühl zum Beispiel, dieses Gebäude als Zugang auserwählt – oder sich mehrdimensional verwählt.

Und obwohl man das Matterson-Haus inzwischen geradezu militärisch abgesichert hatte, bekam es weiterhin genug Menschenfleisch: Über die Jahre stürmten, brachen oder schlichen sich immer wieder Neugierige, Mutige und Verrückte – selbsterklärte »Erwählte« – durch den Perimeter, um letztendlich nur die Liste der »Mattersonisierten« zu erweitern.

Dabei verschwanden sie längst nicht alle, sobald sie außer Sichtweite waren. Colin Moore aus New York kam beispielsweise vor laufender Kamera bis ins Wohnzimmer, wo es so schien, als würde er über eine Stufe in den Boden hineinstolpern.

Den Rekord aber stellte der 35-jährige Richard Turner aus Massachusetts auf. Er lief mehrfach durchs ganze Haus, fast einundzwanzig Minuten lang, während er sich am Weinvorrat der Mattersons gütlich tat und Passanten wie Polizisten beleidigte. Wieder draußen verkündete er, dass da gar nichts wäre und ging als Beweis noch einmal hinein. Eine zweite Chance auf Entkommen gewährte ihm das Haus aber nicht.

Das meiste Aufsehen erregte wiederum der Fall Canner. Als sich die 21-jährige Maria Canner, eigentlich Burgel, aus Montana als körperlich von Frauen angezogen bekannte, wurde sie von ihrer erzchristlichen Familie verstoßen und beging das, was man inzwischen als »Mattersonizid« bezeichnete: In ihrer Verzweiflung arbeitete sie sich nachts mit einer Löschdecke über die Stacheldrahtspiralen am Haus und verabschiedete sich über die übernatürliche Türschwelle.

Gleich darauf kam es zu einem Höhepunkt: Vier Jahre nachdem das Haus seinen ersten Menschen entführt hatte, marschierten plötzlich neunzehn Männer und Frauen in weißen Hemden vor den Absperrungen auf, augenscheinlich eine Hobby-Sekte. Sie hatten wohl irgendwie LSD, Fakten und Lovecraft zu einer Religion vereint – und jetzt verlangten sie Einlass, um zu ihren Göttern auf der anderen Seite reisen zu können. Als die Polizeibeamten verneinten, zogen einige Sektierer plötzlich

Waffen unter den Hemden hervor. Schüsse fielen, zwei Polizisten wurden verletzt, und der Kult bekam seinen Willen. Einer nach dem anderen verschwanden seine weißgekleideten Jünger, vom ersten bis zum letzten, durch die Türschwelle der Mattersons.

»Wohl bekommt's!«, scherzte schon am folgenden Samstag ein Comedian und bat die Regierung darum, das Haus doch nun endlich mal auf eine Menschen-Diät zu setzen.

Was diese in den folgenden Tagen auch tat. Man sicherte das Gebäude endgültig ab, mit Betonmauern, Anti-Kletterrollen und Soldaten. Statt zum Selbstmord konnte es nur zu Romanen, Filmen, später Videospiele und einem zweifelhaften Pornostreifen inspirieren. Und zu Fragen. Vielen Fragen.

»Die letzte Grenze der Menschheit«, bemerkte dazu Arthur C. Clarke um die Jahrtausendwende, »liegt nicht jenseits der Sterne, sondern hinter der Tür von Familie Matterson.«

Ein Dutzend Sekten wurden rund um dieses Loch im Universum gegründet und dreimal so viele Petitionen gestartet, es doch nun endlich irgendwie zu stopfen. Präsident Bush versprach das sogar vor der Wahl. Er startete aber doch lieber Kriege im Nahen Osten.

Und dann, nachdem man dreißig Jahre lang gerätselt hatte, kam ich ins Spiel.

Ich löse Gleichungen.

Das ist schon immer mein Zweck gewesen.

Zuerst tat ich es, weil man es verlangte, dann für die Mitschüler, die es nicht so gut verstanden hatten, und schließlich für den Lehrkörper, den ich allzu bald überflügelte. Für den Vertreter der Mensa-Gruppe, den meine begeisterten Eltern herbeigerufen hatten, und für das Gremium, das über mein Stipendium entscheiden sollte. Danach in den Lehrsälen und den Lerngruppen, bis ich mich endlich *Doktor* Deborah Naese nennen durfte, und zuletzt für die NASA, wo ich Vektoren und Faktoren in Fakten übersetzte.

... und für meinen einzigen Freund, bis er realisierte, dass ich seine Komplimente nicht

mit sexuellem Zugang belohnen würde. Ich habe ohnehin nie verstanden, was an diesem Schleimaustausch so erstrebenswert sein soll.

Statt andere Menschen liebte ich die Mathematik. Sie ist logisch und darin bedingungslos. Ihre Regeln können nicht verändert, sondern nur verstanden werden. Sie hat kein Motiv. Sie ist einfach nur Intelligenz ohne Bewusstsein. Das gefiel mir so an ihr.

Das gefiel mir so am Matterson-Mysterium.

Ich war bereits dreißig, als ich im Wartezimmer einer Zahnarztpraxis darüber las. Es war mir nicht unbekannt – so ziemlich jeder wusste davon –, nur nie meiner Aufmerksamkeit wert gewesen. Nach diesem Artikel jedoch tat es mir auf gewisser Ebene sogar leid.

Die meisten Menschen sahen das Phänomen als ein Wesen oder das Werk eines Wesens. Sie wollten damit Freundschaft schließen, es abschalten, an die Leine nehmen und am liebsten durch Rule-34-Interpretationen mit Brüsten und Schamesröte um die Wangen ausstatten. Sie wollten es auf emotionaler Ebene verstehen, vermenschlichen. Etwas Lebendes, Denkendes kann man töten. Oder wenigstens zerstören.

Für mich hingegen war es eine Rechenaufgabe, die gelöst werden wollte. Oder besser: konnte. Keine Rechnung will irgendwas. Mathematik ist letztendlich immer Nekromantie.

Ich las daraufhin an meinen Feierabenden ein paar Artikel; später ertappte ich mich dabei, wie ich im Buchhandel nach Matterson-bezogener Literatur Ausschau hielt. Das Thema arbeitete sich langsam, aber beständig an meine mental-alltägliche Oberfläche, so als wäre es schon immer dort gewesen. Als wäre es ein Fetisch.

Und dann war ich auf einmal dort, vor dem Haus, hatte einen Sicherheitsausweis über der linken Brust und eine Anstellung als Matternonistikerin der NYU. Sechs Jahre lang erforschte ich es – mit anderen, oft allein, aber vor allem mit Mathematik statt Materie. Ich lernte, bis es nichts mehr zu lernen gab.

Und dann traf ich eine Entscheidung.

Es ist Freitag, der große Moment ist gekommen.

Ich habe in einem Container hinter der Mauer geschlafen, um dem Hype auszuweichen, der um meinen Entschluss entstanden ist. Wo bei ich kaum von Schlaf sprechen kann. Eine rekursive Mischung aus Erregung und Angst hat mich durch ein Spiegelkabinett aus Traum- und Wachzustand geschickt.

Aber ich bin bereit.

Ich wasche mich und überprüfe meine Ausrüstung, die MREs, Medizin, die Tampons. Die Regierung hatte bis zuletzt auf Pistole und Selbstmordpille bestanden. Ich gehe noch einmal über die Checkliste und dann los.

Der Himmel ist bewölkt. Vor mir wartet groß und schattig das tortenweiße Matterson-Haus. Es wirkt jetzt bedrohlich, seine zwei Stockwerke wachsen auf zehn heran. Es ist ein Monster, das seinen Gaumen für die nächste Mahlzeit wässert: für mich. So fühlt sich also das Opfer auf dem Weg zum Altar.

Ich nähere mich der Tür, die schon so viele Menschen verschlungen hat. Drei Schritte von der Schwelle entfernt halte ich inne, sammle mich und gehe, zwingt mich weiter, ehe mich womöglich die Angst vom Gegenteil überzeugen kann.

Ich trete ein. Die Wände riechen alt und modrig. Die Jahre des Verfalls werfen nicht nur Wellen auf der Tapete, sondern zeigen sich auch auf olfaktorischer Ebene.

Und auf einmal bin ich auf der anderen Seite.

Es ist himmlisch hell, und die Luft schmeckt frisch, irgendwie üppig. Reich an Sauerstoff. Ich stehe in einem Raum, oder besser: in einer Halle aus Raum. Das hier ist offensichtlich das Wohnzimmer der Matternons. Ich erkenne die Möbel und die Wände, das blaue Rosenmuster auf der Tapete. Aber etwas fehlt.

Nämlich die Decke.

Ich blicke nach oben. Dieser Raum, diese Reproduktion, ist vielmehr eine Art bewohnbarer Fahrstuhlschacht – und zwar von größenwahnsinnigem Ausmaß. Die Wände erstreckten

sich wie per Copy-and-Paste multipliziert mindestens drei oder vier Kilometer nach oben, wo sie sich in einem weiß glühenden Nebel verlieren. Später werde ich verstehen, dass sie unendlich hoch sind und dass das, was da leuchtet, tatsächlich die energetische Unendlichkeit ist, die das aber zum Glück auch unendlich weit entfernt tut.

Ich sehe mich um und suche einen Ausgang. Die Tür ist keine Tür mehr, sondern eine Falle. Sie ist ein kilometer-, ja sogar unendlich langer Tunnel aus hintereinander folgenden Türrahmen. Josph Bramah sei Dank öffnet sich dieses extrudierte Wohnzimmer auch zur Ostseite hin, indem es einem genauso verzerrten Badezimmer weicht.

Ich betrete weitere Hallen, irre ein wenig umher. Wie ich bald feststelle, fehlt allen mindestens eine Seite. In der ersten Küche ist die Kochzeile durch einen Tunnel ins ferne Weiß ersetzt worden. Im Lesezimmer fehlt die Front, und dieselben Bücher und Möbel kopieren sich in die Unendlichkeit. Ein unbegrenzt langer Lesesaal mit begrenztem Programm.

Im nächsten Raum starre ich in einen Abgrund. Statt des Bodens kopiert sich noch eine Küche unendlich tief bis irgendwann ins diffuse Hell hinein. Gleich daneben wiederholt sie sich unendlich hoch. Beim Anblick wird mir ungut.

Türen oder Fenster sind hier nutzlos und enden entweder in einer Wand oder nie. Um in einen anderen Raum zu gelangen, benutze ich die Lücken in den Wänden. Die extrudierten Raumkopien überschneiden sich. Dabei ziehen sie sich anscheinend gegenseitig voneinander ab, öffnen sich somit und bilden wohl eher zufällig ein Labyrinth aus mathematischen Alpträumen.

Ich beginne zu verstehen: Alles hier wird von einer Basis aus extrapoliert und extrudiert; alles ist Mathematik, die man sozusagen physisch hat werden lassen. Ich bin also in einem Tesserakt, einem höherdimensionalen Körper, gefangen. Aber diese Erkenntnis allein nützt mir wenig.

Das Matterson-Haus jedenfalls war die Basis, das Labyrinth besteht aus daraus erzeugten Abstrahlungen – keine Kopien, sondern unendlich oft herausprojizierte Muster. Abstrahlungen eben. Das Ende der menschlichen Mathematik. Wer immer das hier erschaffen hat, so wird mir bewusst, hat schon mindestens einmal bis unendlich gezählt, eher sogar unendlich oft. Mein Kopf dreht sich.

Ich dringe tiefer in dieses escheresque Labyrinth vor, ohne jeden Plan oder jegliches System, und passiere wieder eine Küche – dieses Mal ohne Front, dafür mit unbegrenzter Arbeitsfläche. Dabei fällt mir die unendlich oft kaskadierte Obstschale neben der genauso unendlich oft wiederholten Brotmaschine auf. Die unbegrenzten Kühlschränke sind gefüllt, und aus den Hähnen kommt Wasser. Ich werde also weder verhungern noch verdursten. Es beunruhigt mich, dass sie noch niemand geplündert hat.

Später finde einen sechseckigen Korridor. Den vermischten Wänden nach besteht er wohl aus multiplen Überschneidungen. Er zeigt mir etwas Neues: Hinter einem Durchgang strahlt das Lesezimmer nun trapezförmig ab. Die Regale, die beiden Ohrensessel und der Schachtisch dazwischen werden endlos größer kopiert. Der fünfte Sessel ist so groß wie ein Auto, der neunte reicht an ein Haus heran, und am Horizont, fast im weißen Nebellicht verschwunden, zeichnen sich Sessel-Giganten ab, die so manches Gebirge überragen. Die Buchrücken wachsen auf Straßenbreite heran.

In der entgegengesetzten Richtung – die aufgrund der mehrdimensionalen Natur schräg über mir liegt – kopiert sich das Lesezimmer immer kleiner, wie ein unendlicher Trichter. Neugierig und auch ein wenig von der Niedlichkeit fasziniert, klettere ich hinein und staune, wie die Bücher auf Millimetergröße herunterkopiert wurden. Ich blättere in einem Kunstbuch für Ratten und einem Atlas für Mäuse; die Enzyklopädie für Ameisen zerreiße ich versehentlich zwischen den Fingern.

Aber ich weiß, was das bedeutet: Das Haus

ist nicht der Nullpunkt. Und das ist nicht gut. So gar nicht.

Der erste andere Mensch wird mein Beweis. Stunden sind vergangen, da höre ich jemanden atmen – oder besser: Hunderte Menschen gleichzeitig, wie im Chor.

Ich folge dem Laut. Über eine Küche, die sich zur Rampe verdreht hat, gelange ich in einen Badezimmer-Trapezkorridor, und dort liegt eine schlafende Frau. Ich erkenne sie. Ihr überaus weibliches Gesicht, das aschblonde Haar, der biedere Rock: Das ist Maria Burgel Canner, die Lesbierin, die sich damals das Leben nehmen wollte. Sie ist keinen Tag gealtert – und etwa einhundertzwanzig Meter groß.

Ich erschrecke. Sie könnte mich aus Versehen zerdrücken, verschlucken oder einatmen. Sollte sie sprechen oder auch nur laut gähnen, wird mich der Schall ersticken.

Dann entdecke ich die nächste Frau: Neben Maria liegt eine Kopie, die kleiner ist, und noch eine – und noch mehr. Unendlich viele Marias. Zu meiner Rechten schlafen zunehmend größere Gigantinnen, die zu meiner Linken werden kleiner und kleiner. Zwerge, Däumlinge, Insekten und Staubkörner.

Sie ist eine Abstrahlung, verstehe ich. Beziehungsweise: Ich bin *in* einer.

Dieser Ort strahlt sich also auch gegenseitig ab. Er ist kein Tesserakt – denn die sind vierdimensional – sondern mehr: fünfdimensional, elfdimensional, ein Hyperraum!

Es bedeutet zudem, dass mir Maria Canner gefährlich werden könnte. Sie ist hier eine Abstrahlung. Wenn sie mich entdeckt, wenn sie mich nur berührt, könnte mehr Energie freigesetzt werden als bei der Entstehung des Universums ... nämlich unendlich viel.

Ich erinnere mich an diesen Scherz: Es braucht dreiundzwanzigtausend Ohrfeigen, um ein Hühnchen zu braten. Unendliche, selbst gut gemeinte Berührungen hingegen würden mich –

Ich flüchte durch die Küchenrampe zurück. Wenn ich Maria Canner treffen will, muss ich

ihre Basis finden. Ich zeichne eine Karte, ich zeichne viele; immer wieder setze ich mich sogar hin und erstelle mit dem Laptop 3-D-Karten dieses Ortes. Die Abstrahlungen sind vielleicht erratisch und rein menschlich betrachtet ziemlich verrückt, aber sie sind statisch. Sie wandern nicht oder verfallen. Äste an einem Baum beschreiben sie am besten.

Nach achtzehn Stunden im Hyperraum sehe ich schließlich jemanden sterben.

Ich habe mich in einen Keller, einen Kerker aus sich überlappenden Korridoren verirrt. Ich bin vorsichtig. Einige stechen senkrecht als Mördertlöcher durch Decke und Boden, andere verlaufen derart schräg, dass sie mich, wenn ich in sie hineinstolperte, zu einer ewigen Rutschpartie verdammen würden.

Dann sehe ich auf einmal schwarz. Alle Hallen und Tunnel, die ich bisher durchquert habe, waren grenzenlos, endeten also im endlosen Weiß. Als ich jedoch um diese eine Ecke gehe, blicke ich auf einen Nebel aus Teer. Der Gang verläuft in ein absolutes Schwarz hinein. Ich erstarre. Hier, an diesem Ort, kann das Schlimmes bedeuten.

Ich nähere mich trotzdem, vorsichtig. Und muss feststellen: Der Nebel weicht. Er bleibt immer gleich weit von mir entfernt, während es hinter mir immer heller wird. Schließlich kann ich mich nicht mehr umdrehen, ohne gebendet zu werden.

Panik überkommt mich. Ich flüchte. Auf das Schwarz zu. Doch das Weiß holt auf. Es brennt bald in meinem Nacken ... und ich bremsen ab.

Der Verstand verjagt das Tier, er übernimmt wieder die Kontrolle. Gehe ich weiter, werde ich verbrennen. Also schreite ich rückwärts, bis das Hell endlich nachlässt, dann vorwärts, als ich wieder hineinsehen kann, und als ich erneut die Kreuzung erreiche, nehme ich die zerknüllte Verpackung eines MRE und werfe sie ins Schwarz. Tatsächlich: Ihre Bahn verlangsamt sich, bevor sie kurz vor dem Boden stehenbleibt. Diese Abstrahlung hier ist eine Dilatation. Die Zeit verläuft vor mir langsamer,

so langsam, dass sogar Photonen gebremst werden. Was bedeutet, dass ich wahrscheinlich Jahrhunderte in dem schwarzen Nebel vor mir gewesen bin. Und gleichzeitig bedeutet es auch ...

Meine Gedanken springen: Alles, was ich bisher gesehen habe, basiert auf Formeln. Irgendjemand hat eine Basis genommen, das Matterson-Haus eben, und es mit verschiedenen Realitätsfiltern approximiert. Oder noch schlimmer: Die bereits veränderten Realitäten sind irgendwie in weitere Formelfilter eingedrungen und wurden noch mehr verdreht.

Ich überlege noch, da höre ich plötzlich ein Stöhnen. Ich folge den Korridoren und entdecke ein weiteres Gesicht, das mir sehr bekannt vorkommt, ohne dass ich es je gesehen habe: Am Ende eines Flures aus Fluren, in einer leicht abgeschrägten Küche, liegt Henry Matterson. Er ist älter als auf den Fotos – und verletzt. Sein linkes Bein wurde glatt unter dem Knie abgetrennt. Die Übergänge zwischen den Abstrahlungen sind manchmal messerscharf, wahrscheinlich sogar monoatomar.

Ich rufe seinen Namen, laufe auf ihn zu und erlebe Horror: Henry stirbt auf der Stelle und verwest, mit jedem Schritt ein wenig mehr. Sein Bauch bläht sich, sein Fleisch zerfließt, die Lippen ziehen sich zurück und die Haut wird zu Leder. Es ist grotesk. Als ich schließlich vor ihm stehe, sind nur noch Knochen und ledrige Flocken von ihm übrig. Als ich jedoch wieder zurückgehe, kehrt er ins Leben zurück. Er wird wieder ganz. Dieser Gang ist einfach nur eine weitere Dilatationsform: Er ist ein Jahrhundert lang.

Ob Matterson tot ist, kann ich nicht sagen. Die Abstrahlungen in einem mehrdimensionalen Körper sind zwar physisch greifbar, aber letztendlich nur Extrapolationen einer Aufnahme. Vielleicht liegt Matterson jetzt irgendwo sterbend in einer Badezimmer-Abstrahlung. Womöglich hat er es schon vor hundert Jahren getan. Und es ist genauso gut möglich, dass ich auch nur eine Abstrahlung bin, die sich für die Basis hält.

Ein Monat ist vergangen. Laut meiner Laptopuhr. Mit Solarzellen und dem Licht aus der Unendlichkeit konnte ich ihn jeden Tag aufladen.

Seit über dreißig Tagen irre ich nun durch das hell beleuchtete Matterson-Hauslabyrinth. Ich kenne inzwischen alles darin. Die Dekoration aus dem Bad kann ich nicht mehr ertragen, ich liebe das Lesezimmer und hasse die Mattersons dafür, dass sie nur eine Sorte Cornflakes gekauft haben.

Ich habe Dinge gesehen, für die es keine Worte gibt: Verzerrungen, Verkrümmungen, Abstrahlungen in Abstrahlungen. Diesen Ort, diese Welt, mit einem Ziel zu durchqueren ist ungefähr so, als würde man Rubik-Würfel lösen; einen alle zehn Meter. Aber ich verstand ihn und folgte seit Tagen den Mustern bis zur Quelle.

Dort bin ich jetzt – am Ende dieser zerbrochenen Realität, am Ende der Unendlichkeit. Die Himmel sind schwarz. In der Ferne erheben sich kopfüber goldene Pyramiden über Muster aus glühenden Linien. Sie sind nicht real und sind es doch, entoptischen Phänomenen gleich. Wann immer ich sie fixiere, erleide ich epileptische Anfälle. Die Kapazitäten meines Gehirns genügen vermutlich nicht, um diese göttlichen Schaltkreise zu erfassen. Also versuche ich es gar nicht erst.

Vor mir, am tiefsten Punkt einer gläsernen Grube, schwebt eine Kugel aus flüssigem goldenen Licht – wie das Ei der Existenz im hellenistischen Schöpfungsmythos. Ich tauche hinein. Eine Handbewegung genügt, und Hunderte Galaxien entstehen, eine weitere, und Hundert andere werden nie geboren. Ich schwimme jetzt auf dem Dia in Gottes Projektor.

Am Fundament der Realität erkenne ich es endlich: Alle Existenz tanzt, einem entropischen Uroboros gleich, um eine Art kosmisches Gleichheitszeichen. Auf der einen Seite verglüht die Funkenexplosion, die wir das Universum nennen. Auf der anderen löst sich immerwährend eine Gleichung auf. Eine natürlich entstandene Rechenmaschine. Intelligenz, die

ohne jegliches Bewusstsein der Entropie folgt. Dass sie mich hierhergebracht hat, hat einen Grund.

Also dringe ich tiefer hinein.

Da ist etwas Böses, etwas Schlechtes. Tief in den prä-galaktischen Lichtpartikeln hat sich ein Fehler in die kosmische Kalkulation geschlichen. Optisch würde ich ihn wohl als einen Fleck auf der Linse des Projektors beschreiben, der den Kosmos abstrahlt. Ein Tumor. Er ist offensichtlich, hässlich und sehr gefährlich ... aber auch so gut wie getilgt.

Um mich herum fügt sich bereits alles entropisch-automatisch. Die kosmische Gleichung ist perfekt – und perfekte Gleichungen lösen sich selbst. Um das zu tun, brachten sie ein paar Elemente auf die andere Seite des Ist-gleichs und instrumentalisieren sie dort zu Schlüsseln.

Elemente wie die Mattersons und mich! Wir sind nicht nur Werkzeuge, wie ich schließlich realisiere, wir sind auch die Symptome. Unsere Eltern, unsere Großeltern sind sich nur be-

gegnet, weil sich da eine Schlinge in der kosmischen Zahlenkette gebildet hat. Und sollte sie nun gelöst werden, was sie unausweichlich wird, dann –

*Nein*, schreit auf einmal das ängstliche Tier in mir.

*Ich will noch einmal den Himmel sehen.*

*Ich will Hot Dogs essen!*

*Eine Katze streicheln!*

*Mathematik verstehen.*

Ich weine, während ich mich überwinde. Exakt dafür hat mich die Große Kalkulation hierher transferiert. Meine Hände gleiten durch das goldene Licht. Ich beende den Streit der primordialen Funken, bereinige ihre mathematischen Differenzen und negiere störende Abhängigkeiten. Dann sehe ich befriedigt zu, wie sich die Knoten entwinden.

Ich löse Gleichungen.

Das ist schon immer mein Zweck gewesen.

© **Text:** Maximilian Wust, Michaela Schrimpf

© **Illustration:** Maximilian Wust  
Erstveröffentlichung

## ROSEBUD VON VOLKER DORNEMANN

Es schneit!

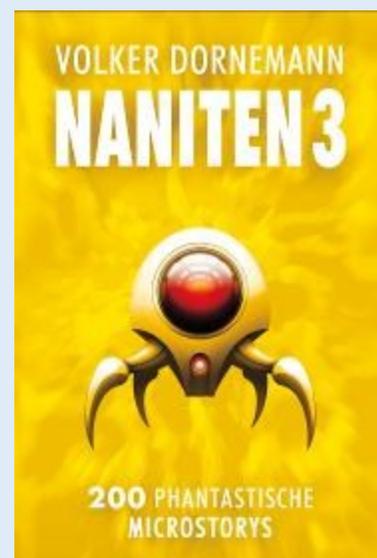
Mann! Wie lange ist es her, dass ich das letzte Mal Schnee gesehen habe? Muss in meiner Kindheit gewesen sein ...

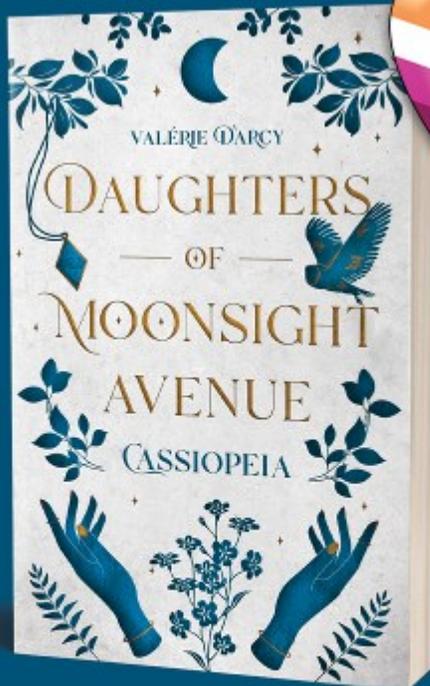
Dicke Flocken fallen in Massen vom Himmel, bedecken schon lückenlos den Boden.

Ein wachsender Teppich aus ... Grau.

Gut, es ist kein Schnee wie damals. Es ist gefrorene Asche. Der Fallout.

Aber man muss die Dinge positiv sehen, oder? Vielleicht kann ich ja irgendwo einen Schlitten auftreiben ...





Aufwühlendes Romantasy-Drama über zwei Hexen, deren Kräfte zur Gefahr für ihre Liebe werden.

Für Hexen ist die Blütenzeremonie der wichtigste Tag in ihrem Leben. Während sich die meisten jungen Frauen über ihre neuen magischen Fähigkeiten freuen, lebt Cassiopeia Romero seit ihrer Wandlung in ständiger Vorsicht. Das Vergissmeinnicht ermöglicht es ihr, unter strengen Regeln mit den Toten zu kommunizieren. Doch die Grenze zwischen Leben und Tod schwimmt manchmal innerhalb eines Wimpernschlags und wandelt die Gabe zu einem Fluch.

Ein schwerwiegender Fehler zwingt Cassie dazu, sich aus ihrem sozialen Leben zurückzuziehen. Sie hat alles unter Kontrolle, bis eines Tages die attraktive Hexe Greta vor ihrer Tür steht, die eine viel größere Gefahr als ihre Gabe sein könnte.

Diese Geschichte ist Teil der  
»Moonsight Avenue-Reihe«. Jeder Band ist in sich abgeschlossen.



»Ich glaube, ich kann Tote auferstehen lassen«, flüstere ich entsetzt.

»Naja.«

Die Eule deutet mit einem Flügel auf ihren am Boden liegenden Körper.

»Irgendwie nicht so richtig.«



“Ein Pulp-Abenteuer der leichten Art, das sich selbst nicht allzu ernst nimmt.”

Josefson - derStandard.at



Die Saga startet im Oktober!

Besucht uns hier:  
<https://eridanusverlag.de>  
<https://www.facebook.com/eridanusverlag>  
<https://www.instagram.com/eridanus.verlag.sf/>  
Kontakt: [service@eridanusverlag.de](mailto:service@eridanusverlag.de)



ERIDANUS VERLAG

MARIA ORLOVSKAYA

# ES GIBT KEINEN BESSEREN ORT ALS DIE PEIN

Wohin?«, fragte der Taxifahrer, der nach toten Zigaretten roch.

»Pain Center«, antwortete Alice hastig und bemerkte seine ungleichmäßigen Bartstop-peln, seine Mitesser, den zurückweichenden Haaransatz. Er hatte einen Akzent, den sie nicht ganz zuordnen konnte.

Der Taxifahrer ließ den Motor an. Sie fuhren langsam durch die verstopfte Arterie der Stadt. Immer im Lethargiemodus – kurz vor dem Herzinfarkt.

Alice fischte das Smartphone aus ihrer dunklen Louis-Vuitton-Handtasche.

»Kaffee bei Barnaby's?«, tippte sie mit glatt manikürten Fingern – eine Nachricht an ihre Freundin Sarah.

»Aber nur wenn's schnell geht«, kam die Antwort.

Das Taxi fuhr an zwei Starlets vorbei – halb so alt wie Alice –, die mit ihren Smartphones herumfuchtelten und ihre makellosen, braun-gebrannten Beine zur Schau stellten.

Alice biss sich auf die Lippe. Die brauchten keine Infusionen, noch nicht, nicht so wie sie.

»Natürlich schnell«, antwortete Alice auf Sarahs Nachricht. Meinst du, ich habe Zeit für etwas anderes?« Sie fügte einen Smiley hinzu, um nicht zu hart zu klingen.

Sie bemerkte, dass ihre Aufregung etwas unangebracht war, und überlegte, ob sie ihre Sitzungen verlängern oder die Dosis erhöhen sollte.

Einige Minuten später, gebadet im hochhausreflektierten Sonnenlicht, hielt das Auto an. Die Sonne beleuchtete träge den Bürgersteig, als Alice ausstieg. Sie gab dem Mann ein großzügiges Trinkgeld.

Das Pain Center ragte bedrohlich empor – ein Monolith aus purem Granit. Keine Fenster. Sie ging hinein, ihre Absätze klapperten auf dem polierten Boden, als sie zum ersten Mal an diesem Morgen spürte, wie sich ihr Körper entspannte. Eine sanfte Dunkelheit bedeckte die Eingangshalle. Endlich zu Hause.

Der Busboy trug einen steifen schwarzen Anzug, die Knöpfe verborgen hinter schwarzem Samt. Burgunderfarbenes Innenfutter. Das einzige Licht in der Empfangshalle war ein schwach leuchtender, pfirsichfarbener LED-Lotus hinter ihm. Wie ein Heiligenschein.

Höflich nahm er ihr den Mantel ab und führte sie in einen schmalen Korridor hinter der Theke.

Als die beiden Alices übliche Umkleidekabine erreichten, übergab der Busboy ihr einen Schlüsselanhänger mit einer Babyflasche. Ihr Lächeln flackerte. Sie dachte an die vielen Schlüsselanhänger, die sie schon in Händen gehalten hatte. Unzählige winzige Warnhinweise. Das Pain Center kannte ihre Geheimnisse.

Der Angestellte verließ den Raum und schloss die Tür.

Alice zog sich rasch aus und streifte damit ihre Gedanken ab. Sie zog einen einfachen schwarzen Bademantel aus glattem Satin an und öffnete die Tür. Es wurde Zeit.

Viele Gesundheitstrends kamen und gingen. Fitness gab es bereits seit hundert Jahren, gesunde Ernährung noch länger. Uralte Yoga-Praktiken, Atemübungen, sonnengebräunte Genitalien, das Trinken verschiedener Körperflüssigkeiten ...

Aber etwas fehlte. Ein letzter Teil des Puzzles – um den Menschen perfekt zu machen.



PAIN CENTER

TAXI

TAXI  
4  
SEATS

Denn sein prähistorisches Exemplar hatte sich unter der Last eines chronischen Schmerzes entwickelt. Jeder Tag eine Qual – hunderte und tausende Jahre lang.

Bis der Mensch weich wurde. Weich und bequem.

Dann fand die Wissenschaft es heraus: Der Schmerz hielt den Körper jung. Adrenalin konservierte – in glückseliger Agonie.

Diabetes, Arteriosklerose und die meisten Krebsarten flohen bei ihrem Anblick.

Vor zwei Jahren wurde die neue Methode entwickelt: Infusionen direkt in den somatosensorischen Cortex. Von da an sprossen überall auf der Welt Schmerzzentren wie Pilze aus dem Boden.

Alice betrat eine weitere, schwach beleuchtete Kammer, die durch eine milchige Glasscheibe in zwei Hälften geteilt war. Sie übergab ihren Mantel einem anderen lächelnden Angestellten, diesmal einer Frau, und ging durch eine kaum sichtbare, in Glas geätzte Tür.

Es folgten ein paar leere Sekunden. Ihr liebster Teil der Prozedur – wie eine Achterbahnfahrt bergauf. Langsam, aber stetig. Einem winzig kleinen Tod entgegen.

Es gab keinen Knopf, keinen Sitz, keine Elektroden an den Schläfen. Die Verbindung war drahtlos – so wie sich Liebende über Smartphones verbinden: mit Wellen, nicht mit Worten.

Dann traf es sie. Unerträgliche Kälte, gepaart mit der reinsten, vitalsten Form des Schmerzes. Er durchdrang ihr Knochenmark, entzündete ihre Blutgefäße wie Fackeln und brannte ihr die Nägel weg. Ehe sie sich versah, war sie auf den Knien, nackt und würgend – unterdrückte Wellen von Übelkeit, die in ihren Körper eindringen.

Im Handumdrehen war sie von Mauern des Leidens umschlossen, versteckte sich in diesem heiligen Raum, wo nichts und niemand jemals zu ihr durchdringen würde. Dieser Moment gehörte ihr allein ihr – und dem Schmerz.

Am Höhepunkt angekommen, wendete sich das Blatt – ihr Körper erlebte einen Ansturm

von Endorphinen. Sonnige Euphorie erleuchtete jede Zelle und übertraf jeden Sonnenaufgang, jede glückliche Erinnerung, die sie jemals hätte heraufbeschwören können.

Dann war es vorbei.

Als sie sich vom nassen Boden erhob und zurück in den Vorraum wankte, bemerkte sie nicht einmal, dass der Angestellte ihr den Bademantel zurückgab. Sie spürte kaum, wie der Stoff an ihrem schweißgetränkten Körper klebte. Ihre nackten Füße hafteten mit jedem Schritt sanft am Boden.

Es folgte die Dusche – eine süße Erlösung.

Kalte Tropfen, wie flüssige Luft, brachten Alice zurück in ihren Körper. Lächelnd sah sie zu, wie die Regenbögen im weichen Wassernebel tanzten – das waren die einzigen Sekunden in ihrem vollgepackten Tag, an denen sie es sich erlaubte, wieder Kind zu sein.

Dann stieg sie aus der Dusche und schlüpfte in ein flauschiges, weißes Handtuch.

Ein paar Minuten später verließ Alice das Hotel in voller Montur und holte sich an der Rezeption ihre Mitgliedskarte ab. Sie hinterließ einen Fünfzig-Dollar-Schein als Trinkgeld.

»Diesmal hat es etwas länger gedauert, nicht wahr?«, fragte sie.

Der junge Mann lächelte.

»Sieben Sekunden.«

»Geben Sie dem Instruktor ein Trinkgeld, ja?«, sagte sie und erwiderte das Lächeln des Angestellten, als sie die Rechnung entgegennahm.

Draußen erfüllte die frische Luft Alices Lungen.

Ihre Freundin Sarah verließ das Schmerzzentrum einige Minuten später, die bernsteinfarbenen Augen voller Elan.

»Kaffee also?«, fragte Alice, geblendet vom Sonnenlicht.

»Oh ja«, antwortete Sarah. Eine Kaskade süßen Lachens folgte.

Das Barnaby's war gleich nebenan, ein fröhlich beleuchtetes, hipbes Lokal, überfüllt mit dem typischen Manhattan-Morgenklientel. Ein blonder, hochgewachsener junger Mann be-

diente sie, und Alice bemerkte seinen ausgeprägten nordischen Akzent, als sie ihre beiden Americanos entgegennahm.

Sie parkten ihre Körper an einer Glasfront und schauten zum Verkehr hinaus.

»Sieh mal, was ich habe«, lächelte Sarah und zog ein winziges, glitzerndes Ding aus ihrer limitierten Balenciaga-Clutch. Ein Schlüsselanhänger aus echten, salzverkrusteten Muscheln.

»Eines Tages wird man dich erwischen, weißt du?«, kommentierte Alice kühl und nahm einen erhellenden Schluck. Kaffee schmeckte nie so gut wie am Morgen – mit neu geborenen Geschmacksknospen nach einer Infusion Schmerz.

Sarah zuckte mit den Schultern und befestigte die Muscheln an ihrem eigenen Schlüsselbund, an dem noch andere Goodies baumelten: bunte Pelzkugeln, kleine Ikonen – Mutter Maria und ihr Jesuskind.

»Was hast du bekommen?«, fragte sie.

»Auch Muscheln«, log Alice schnell.

»Schon wieder?«, fragte Sarah. »Wirklich? Warum hast du sie nicht eingesteckt? Wir bekommen nicht immer so was Schönes.«

Alice musste an all die Plastiktumore, die anatomisch korrekten Herzen und die Babyflaschen denken. Babyflaschen waren das Letzte, was ein Mädchen brauchte. Vor allen Dingen ein Mädchen im Schulalter.

»Wir brauchen beide Urlaub, nicht wahr?«, fragte Sarah und gähnte.

Alice dachte an Hirnfrost-Margaritas.

Wenn ein Gehirn sich in den Klauen des Schmerzes befand, empfing es nicht bloß die Reize. Es sendete auch. An einen Instruktor, der mit den Irrungen und Wirrungen des menschlichen Körpers bestens vertraut war. Er wiederum war in der Lage, seinerseits Warnungen zu verschicken, in Gestalt von kleinen Schlüsselanhängern, sodass der Besitzer des Gehirns reagieren konnte.

Auf Krebs im Frühstadium, auf ein anstehendes Burnout und – ganz schlimm – eine ungewollte Schwangerschaft.

»Die Herbstferien sind erst Ende November.«

Sarah seufzte. Alices Kaffee war nur noch eine schmutzige Pfütze am Boden ihres Glases. Lauwarm wie abgestandene Suppe. Sie blickte zum Verkehr hinaus.

»Was hast du heute zuerst?«, fragte Sarah, als ein Radfahrer versuchte, ein Taxi zu schneiden. Lautes Hupen.

»Zuerst? Algebra. Lineare Algebra«, antwortete Alice.

»Schade ...«, sagte Sarah mit einem sarkastischen Lächeln. »Das kriege ich erst nächstes Jahr.«

»Vierzehn zu sein hat noch ein paar andere Vorteile, außer kürzeren Schmerz-Sessions.«

Sarachs Oberschenkelumfang maß einen halben Zentimeter weniger. Ihre Haut war einen Hauch glatter. Ihre Augen strahlten etwas heller. All das fiel Alice auf, sobald das High vorbei war. Sie konnte nicht mithalten, nicht mit der Jugend. Sie alterte – wenn auch verlangsamt.

Alice stand auf und schulterte ihre Tasche.

»Ich muss nach Hause«, log sie, »ich habe was vergessen.«

Sarachs Hirn, das immer noch in einem Pool süßer Post-Schmerz-Glückseligkeit schwamm, stieß ein altes Sprichwort aus: »Home ... there's no place like home.«

*Stimmt, dachte Alice, es gibt keinen besseren Ort als die Pein.*

© **Text:** Maria Orlovskaya

© **Illustration:** Detlef Klewer  
Erstveröffentlichung

## YVONNE TUNNAT

# NANO-GODT

Wenn ich fröhlich werden möchte, denke ich an deine erste Dusche. Du warst etwa drei Jahre alt. Mama hockte in der Dusche, und du standest da, mit diesen winzigen Füßen. Die Ränder unter den Fußnägeln ständig schwarz. Du hast die Brause in alle Richtungen gehalten, nur nicht auf dich selbst.

Von da an wolltest du immer mit rein, egal wer von uns duschte. Das hat den Ablauf natürlich verzögert und immer zwei Familienmitglieder beschäftigt.

»So viel Glück wie er beim Duschen erleben andere in ihrem ganzen Leben nicht«, sagte Mama immer.

Du warst kaum älter als drei, als du vom Tod erfahren hast. Da hast du angefangen, Geschichten von uns zu verlangen, die davon handelten. »Du, Mad? Erzähl mir eine, wo ich schon gestorben bin!«

Doch das wollten wir nie. Weder Mama noch Mami, und ich schon gar nicht. Diese eine haben wir dir immer verweigert.

Nun erzähle ich sie dir doch. Eine Geschichte, in der du schon gestorben bist.

Es geschah vor zwei Jahren. Ich war acht. *Nach langer Krankheit* und so. Wenn man nicht aufpasst, wem man das erzählt, muss man sich oft Blödsinn anhören. *Zu krank für Nanobots?*

Du hast stundenlang geweint. Bauchschmerzen. *Alles kann geheilt werden*, so sagten sie schon damals dauernd in der Schule. *Oder fast alles.*

Fast. Vier Buchstaben. Ich bin so wütend auf dieses *fast*.

Wenn mich jemand fragt, ob ich Geschwister habe, sage ich nein. Dass es noch komplizierter ist, habe ich erst vor Kurzem erfahren.

Manchmal würde ich gerne woanders hinziehen, wo niemand es weiß. Mich nervt das

alles so. Es gibt sogar Kinder, die mir aus dem Weg gehen. Wenn sie mich versehentlich doch angucken, machen sie große Augen oder gucken zur Seite. Sie haben Angst vor mir. Als könnte der Tod eines Bruders irgendwie ansteckend sein.

Als klar wurde, dass dein Krebs nicht heilbar war, habe ich nicht geweint oder mich erschrocken. Es war vielmehr diese Mischung aus Aufregung und Unglaube, die man verspürt, wenn etwas wirklich Schreckliches geschieht, etwas, das zu groß ist, es zu begreifen, zu groß, um es am Stück zu schlucken. Wie ein Rettungshubschrauber auf dem Spielplatz, und es fühlt sich innen drin eher nach *Oh, wow* an.

In der Schule erfuhr ich, was sie jetzt können. Und dürfen. Ich wusste, ich musste es Mama erzählen. Ich konnte nicht zulassen, dass sie es nicht mitbekam, weil sie wieder ewig vergaß, die Nachrichten abzurufen, oder weil sie vielleicht immer im falschen Moment nicht zuhörte. *Die Toten kommen nicht zurück*. Aber vielleicht eben doch. Vielleicht können die Toten jetzt doch zurückkommen. Lebendig.

Manchmal laufe ich durch den Tag und es durchzuckt mich, als hätte ich etwas Wichtiges vergessen. TedBluey ins Bett zu bringen und auszumachen. Wobei, das würde der Teddy vermutlich merken und sich selbst ausschalten. Den Aufräumbot anlassen. Was der vermutlich auch merken würde. Also etwas, das keinen Mechanismus gegen Vergessen-Werden eingebaut hat. Mein Bruder ist gestorben. Du bist tot. Ich kann dir nicht mehr erzählen, dass ich herausgefunden habe, wer Deimos' Mutter ist und warum Phobos nie satt wird. Aber ich bin auch jeden Tag froh. Denn Mama ist wieder da. Für mich.

KÖNNEN WIR  
SCHAUEN DIE  
TIEFER ZUFET  
IN DER GEBIRGE  
SIND?



# WIMMEL

MAM  
HIMBEELEN

FAST  
ALLES

ERZÄHLE  
MIR EIN  
GESCHICHTE  
WIE ICH GESTORBEN  
BIN



Bis ich vier Jahre alt war, war sie immer da, jeden Tag. Dann wurdest du geboren und irgendwas war immer. Ständig du, du, du. Sie hat versucht, dich bei Mami zu parken, aber du wolltest immer Mama. Manchmal, abends, wenn du endlich geschlafen hast, mit dem Echo deines Gebrülls noch im Ohr, legte sie sich zu mir und kuschelte sich an mich, Körper an Körper. Sprach mit mir. Dass sie mich vermisste. Dass sie so gern mehr Zeit mit mir verbringen würde. Sie unterhielt sich mit mir, wie Erwachsene sonst nie mit Kindern sprechen. Als seien meine Antworten für sie wichtig und interessant. Dann blieben wir viel zu lang gemeinsam wach. Sie erzählte mir Geschichten oder las mir vor oder ließ mich erzählen. Niemand hörte zu wie Mama.

Diese Abendstunden habe ich verloren, als sie in der Klinik zu übernachten begann.

Sie hat so eine Art, mir zuzuhören. So richtig bei mir. So hört niemand sonst zu. Es gibt nichts außer meinen Worten. Egal, was ich sage oder frage: Sie nimmt mich ernst. Denkt immer nach vor einer Antwort. Nicht wie Mami, immer mit einem halben Ohr und einer ganzen Hand woanders, halb zur Tür hinaus mit *Ich-muss-nur-schnell* ... Mama bleibt immer richtig stehen, als hätte sie jemand auf den Boden geklebt, sobald sie merkt, dass ich etwas sagen will.

Jedenfalls sieht das für mich immer so aus.

Mami hat dutzende und dutzende Regeln, manchmal mehr als drei neue am Tag. Natürlich sagt sie immer, die seien gar nicht neu, sondern schon immer da gewesen.

Als Mama mal nachmittags daheim war, zwischen zwei Besuchen in der Klinik, habe ich sie gefragt, ob sie auch so viele Regeln hat.

Sie saß da, sah abwechselnd mich und ihre Schuhe an und sagte: »Ich habe eigentlich nur zwei Regeln. Das Wichtigste ist: Niemand darf zu Schaden kommen. Alle bleiben unversehrt. Das ist das Wichtigste. Als zweites: Nichts darf kaputt gehen. Vor allem nicht diejenigen Dinge,

die man nicht reparieren kann.«

»Aber Mami hat tausend Regeln.«

Mama sah mich lange an, bevor sie antwortete. »Eigentlich nicht. Alle Regeln, die Mami hat, lassen sich auf eine von meinen zwei zurückführen.«

»Warum ist dann Rumbrüllen zum Beispiel nicht erlaubt? Niemand wird verletzt oder geht kaputt.«

Mama lachte. »So wie du manchmal rumbrüllst, kannst du einem echt das Trommelfell verletzen. Also ja: Das läuft unter ›Personenschaden vermeiden‹. Vielleicht muss ich die erste Regel etwas weiter fassen. Das schließt auch das Rumturnen auf dem Rücken anderer Leute ein.« Mama hasst es, wenn jemand auf ihren Rücken klettert. »Bei mir musst du nur selbst mitdenken. Bei Mami musst du viel auswendig lernen. Was auch immer besser für dich läuft.« Sie strich mit dem Zeigefinger über meine Nasenspitze.

Später am selben Tag habe ich sie gefragt, warum sie so eine riesige Nano-Godt-Sammlung hat. Ich hätte gedacht, weil man damit ständig neues Spielzeug machen und es mit den Nanos dann fahren und sogar fliegen lassen könne.

»Das auch«, sagte sie. »Aber auch, weil es nie kaputt geht und man alles reparieren kann.«

Ich dachte an dich. Sie vermutlich auch.

Du bist gestorben, und anfangs war alles dumpf. Obwohl wir wussten, dass es passieren würde. Ich schätze, dass du vorher über ein Jahr lang todkrank warst, hat ein bisschen geholfen. Immerhin besser, als wenn du plötzlich kerngesund vom Dach gefallen wärst oder so. Dumpf war es trotzdem.

Mama ist kurz darauf vier Tage allein nach Estland gefahren. Mami und ich blieben zuhause. Als Mama aus Estland zurückgekommen war, hat sie sich neben mich gesetzt, ganz lange geschwiegen und schließlich gesagt: »Komm, wir eröffnen den Nano-Godt-Raum wieder.«

Bevor du geboren wurdest, haben wir so viel Zeit in diesem Raum verbracht, gespielt, gebaut und fliegen lassen, sogar nach draußen aus dem Fenster. Einmal ist uns ein Flugzeug über die Hecke geflogen, und Mama meinte, die Bauteile seien ihr so wichtig, sie würde jetzt zum Nachbarn rübergehen und sich entschuldigen und darum bitten, das Flugzeug suchen zu dürfen. Dabei ist das der Nachbar mit dem verkniffenen Mund, der immer fürchterlich schimpft, sogar wenn man nur ganz normal an seinem Haus vorbeigeht und nicht pfeift, singt oder schlittert. Der hatte uns sogar mal ange- raunzt, dass »dieses lebendige Spielzeug eh nicht auf die Straße darf«.

»Doch«, hatte Mama ihm versichert. »Inzwischen schon«.

Sie klingelte bei ihm, und er habe auch nicht mehr geschimpft als sonst, meinte sie anschließend. »Ich glaube, der hat nur diese eine Laune. Schlimmer wird's nie. Besser allerdings auch nicht.«

Darüber haben wir gelacht, den ganzen Tag, immer wieder, uns gegenseitig versichert »Schlimmer wird's nie«, immer, wenn wir uns schon fast wieder beruhigt hatten.

Das war früher, da hat Mama noch viel gelacht, so viel, dass Mami manchmal die Stirn runzelte und sagte: »Nicht witzig, Bea, nicht witzig«. Einmal habe ich beim Essen Milch durch meine Nase laufen lassen, und Mama hat gelacht. Mami ist aufgestanden und hat uns einfach sitzen lassen. Mama hat etwas erschrocken ausgesehen, aber trotzdem weitergelacht.

Als du kamst, haben wir dich zunächst in den Nano-Godt-Raum mitgenommen. Doch später, als du greifen und krabbeln konntest, hatten wir Angst, du könntest dir kleine Bausteine in den Mund stecken. Und ohne dich gab es kaum Zeit. Alles war voll von dir, jeder Tag, von oben bis unten.

Später, als du mit Mama in der Klinik warst, verwaiste der Nano-Godt-Raum. Ich bin zu dieser Zeit mal reingegangen, und er war mir

vorgekommen wie ein Museum. Eines, in das kürzlich jemand eingebrochen sein musste. Wir hatten nach dem letzten Bauen nicht aufgeräumt, und ein halb angefangenes Hochhaus mit Terrassenplantagen hatte auf dem Tisch gestanden, ein Tunnel für die Transrapid-Bahn führte mitten hindurch. Drumherum hatten Bauteile für die Führerkabine des Zugs gelegen, der Motor und lauter Zahnräder, graue Bausteine und dieses grelle Blau, auf das ich mit fünf so gestanden hatte. Als würde ich in die Vergangenheit reisen, aber alles Lebendige war schon weitergezogen.

Nach Estland standen Mama und ich gemeinsam im Nano-Godt-Raum und sahen uns um. »Unser Leben vor deinem Bruder«, sagte sie, obwohl das ja nicht stimmte. Nicht ganz. Aber irgendwie doch.

»Unser Leben nach meinem Bruder?«, fragte ich sie, weil ich mir irgendwie nicht so recht vorstellen konnte, wie das werden würde. Ich hatte dich ja kaum noch gesehen am Schluss. Du, ganz abgemagert, mit Kästchen unter der Haut, an der Brust, auf dem Schädel, wo sie immer reinstachen und dir alles Mögliche injizierten. Kaum erkannt hatte ich dich, die Augen plötzlich riesig, die Nase knochig. Wenn ich an dich denke, sehe ich noch dein Kleinkindhaar und die süßen Lippen, oft trotzig verzogen oder lachend. Daran will ich mich erinnern, genau so und nicht anders.

Doch dann erfuhr ich in der Schule von den neuen Möglichkeiten. Ich wartete, bis Mama und ich alleine im Nano-Godt-Raum waren, vertieft in unsere Projekte. Ich schielte zu ihr, studierte ihre Miene, ernst, konzentriert, aber nicht unglücklich, und vor allem nicht schlecht gelaunt. Wobei, Letzteres ist ja Mamis Spezialität.

»Sie haben es jetzt auch in Deutschland erlaubt«, fing ich an.

Mama schaute auf. »Was?«

»Klonen.« Sie schaute mich direkt an. Ach-tete nicht mehr auf das Windrad, ihr Nano-Godt-Modell. Dabei drehte sich das Rad bereits viel zu schnell.

»Geht das gleich ab?«, fragte ich, denn es machte mich nervös.

Gedankenverloren stellte sie es aus. Setzte sich. Sah mich immer noch stumm an.

Ich setzte mich ebenfalls. Legte keinen Finger mehr an mein Projekt. Ein Schulbus, einer von denen mit Ziehharmonika in der Mitte, besonders schwer zu bauen. Ich wollte ihn ferngesteuert hinkriegen und auf der Straße damit fahren, daher die dicken, breiten Räder. Robust.

»Sie können ein Haar oder so von ihm nehmen«, sagte ich. Sein altes Zimmer war unberührt. Niemand putzte dort. Jede Menge Haare. »Und daraus bauen sie ihn neu.«

»Sie brauchen lebendes Gewebe«, antwortete Mama langsam.

»Ein Haar mit Haarwurzel natürlich«, fügte ich hinzu.

Sie schüttelte den Kopf »Nein, *lebendes*. Sie können noch keine toten Menschen klonen. Nur lebendige.«

»Wozu sollte man das machen?«, fragte ich. Gäbe es mich doppelt, was würde ich mit mir selbst anfangen?

»Aus medizinischen Gründen, Madita.«

»Mad«, korrigierte ich. Bei Mami wäre ich sauer gewesen. Aber bei Mama irgendwie nie.

»Mad, natürlich.« Sie lächelte. »Entschuldige.«

»Sie klonen die Menschen und ziehen sie in Tanks auf. So rasch wie möglich. Weil jemand eine neue Leber braucht. Oder eine neue Netzhaut. Und weil sie keine geeignete Spende finden. Teuer. Aber natürlich wollen sich das viele leisten. Man kriegt dafür ja auch Kredite.«

Ich überlegte eine Weile, aber selbst während ich schwieg, baute Mama nicht weiter, das Objekt unvollendet vor ihr, mit diesem Windrad, das geduldig ausharrte, perfektioniert zu werden, genauso geduldig wie Mama wartete, bis ich meine Gedanken in Worte fassen konnte.

»Wenn man das damals schon gekonnt hätte ... Er hat neue Nieren gebraucht, oder?«

Sie nickte. »Neue Nieren, ja. Aber auch die

Leber. Und die Lunge. Fast alle Organe waren betroffen. Man hätte niemals so viele Organspenden gefunden. Und sein Immunsystem war so kaputt ... Zerfressen, dysfunktional, schwach. Er hätte es vermutlich abgestoßen.«

»Aber die von einem Klon nicht? Wenn man das früher gedurft hätte?«

Meine Gedanken klebten fest. Man hätte diese anderen Menschen ja total ausplündern müssen. Alles rausnehmen und in dich einsetzen – einer wäre auf jeden Fall am Ende tot gewesen!

»Man konnte es damals schon. Es war nur nicht legal«, sagte sie. Und dann fügte sie etwas hinzu, wofür ihr Mami vermutlich gewaltig Kontra gegeben hätte.

»In *Deutschland* nicht.«

Ich schwieg wieder. Ganz lang. Es fügte sich in meinem Kopf zusammen.

Diesmal wartete sie nicht, bis ich meinen Gedanken gefunden und sortiert hatte.

»Sie erschaffen keine Doppelgänger, nicht wirklich. Nur jemanden mit derselben DNA; körperlich gleich. Aber nur Grundfunktionen im Gehirn. Schlafen. Essen. Bewegen. Keine Intelligenz, so wie du sie kennst. Mehr pflanzlich. Wie ein Nano-Godt-Modell, bevor du es anstellst.«

Ich musste wohl nicht sehr erhellt ausgesehen haben. Mama lächelte, und wie zur Erklärung schob sie eines der kleinen Autos zu sich heran, die sie bereits um ihr Windrad herum geparkt hatte. Sie stellte es vor sich, zog es zurück und ließ es los. Im Innern schaltete sich die Beleuchtung ein, und das Auto fuhr los, kurvte um das Windrad, suchte sich die Nano-Godt-Straße, fuhr auf der korrekten Spur an der kleinen Stadt entlang und hielt an den Ampeln.

»Die Klone leben nicht. Nicht im eigentlichen Sinne. Ihre Lichter schalten sich nie ein. Wie bei einem Nano-Godt-Modell, das nie jemand aktiviert. Das lässt sich gleich beim Erschaffen so einstellen.«

Wieder gab es eine Pause, minutenlang, und dann sagte Mama mir mehr, viel mehr!

»Nur ist das aufwändig, teuer. Manchmal lassen sie es weg. Nehmen einfach den Klon. Intakt. Intelligent. Entnehmen die Organe. Tot ist tot.«

Ich starrte sie an. Hieß das, sie töteten irgendwo richtige, echte Kinder?

»Ich habe das aber erst danach erfahren«, fuhr sie fort, schob das Windrad vor sich mit dem Finger an, vermutlich ohne es zu merken. Das Rad blockierte sofort, da es nicht manuell angetrieben werden wollte, nur mit Nanos. »Ich habe eine Reportage heruntergeladen, da ging es darum. Und um die Firma, die Mami und ich beauftragt hatten.«

Ich sah auf mein eigenes Nano-Godt-Modell – und ich wünschte plötzlich, es einfach weiterzubauen, etwas Einfaches, Ehrliches zu machen, etwas, das nicht lebte, nicht sterben konnte, nur gebaut wurde, ein Stein auf den anderen. Unkomplex. Ohne Emotion. Funktioniert oder funktioniert nicht.

»Ich bin hingefahren. Der Klon war schon im Tank. Fast groß genug. Denn körperlich musste er mindestens vier sein, damit alles für deinen Bruder gepasst hätte. Im Eilverfahren. Dein Bruder war schon in der Klinik, ihm blieb nur wenig Zeit. Wenn er Metastasen im Gehirn bekommen hätte – nun, dann wär's das gewesen.«

»Und sie hatten einen kleinen Jungen mit echtem Gehirn gezüchtet?«, fragte ich.

»Ich konnte es damals nur vermuten. Ich verlangte nach Unterlagen, nach Beweisen. Wollte das Kind sehen. Sie ließen mich nicht.«

»Was hast du dann gemacht?«

Ich wusste jedenfalls, was sie *nicht* gemacht hatte. Nicht gemacht haben konnte. Denn du warst gestorben. Soviel war sicher.

»Ich habe die zweite Rate nicht bezahlt und die Organe nie angefordert.«

Sie erhob sich, ging um den Tisch herum, setzte sich zu mir, direkt neben mich auf meine Bank. Ich spürte ihre Wärme an meiner rechten Seite. Meine linke fühlte sich kalt an, als ob da jemand fehlen würde.

»Ich habe mich oft gefragt, ob das die richtige

Entscheidung gewesen ist. Vielleicht hatten sie ja einen Klon gezüchtet wie eine Pflanze, keinen denkenden Menschen. Und nur bei der Dokumentation geschludert. Vielleicht hatte ich meinen Sohn für nichts geopfert. Für gar nichts. Ich wollte es wissen. Also bin ich hingefahren.«

In meinem Kopf fiel wieder alles an seinen Platz. »Nach Estland?«

Sie nickte.

»Ich bin hingefahren und habe verlangt, ihn zu sehen. Verlangt, ihn zu adoptieren. Ich wollte ihn mit nach Hause nehmen, dieses andere Kind, das aussehen würde wie er. Natürlich wollte ich ihn anders nennen. Einfach einem Kind ein Zuhause geben. Aber sie sagten mir, das sei nicht erlaubt. Man darf seine Klone nicht selbst adoptieren. Illegal. Überall, weltweit, noch immer. Ich habe gesagt, *Sie meinen also, man hätte ihn zwar ausgeschlachtet, um seine Organe in mein Kind zu verpflanzen, aber ich darf ihn nicht adoptieren?* Klingt erstmal nicht sehr logisch. Für sie ist es das offenbar. Kannst du dir denken, warum?«

Ich musste nicht lange nachdenken. »Wenn du dann einen gesunden Jungen, der wie mein Bruder aussieht, nach Hause bringst, kurz nach seinem Tod, sogar fast im selben Alter ... Das merken die Leute.«

»Das wird ein Grund gewesen sein, ja.«

»Aber was haben sie mit dem Kind gemacht? Einfach ...« Ich wollte *weggeworfen* sagen, brachte es aber nicht heraus.

»Sie hatten ihn bereits in ein Heim verlegt. Dort hatte ihn jemand adoptiert, Monate zuvor, nachdem die zweite Rate nicht gekommen war. Jemand Fremdes, der nichts von mir und der Klonfirma wusste. Sie haben mir die Adresse nicht gegeben. Aber ich habe nicht locker gelassen, habe zumindest das Dorf herausgekriegt, in dem er wohnte. Adrian, so nannten sie den Jungen. Er hatte so viel Zeit im Tank verbracht ... Er musste alles lernen. Sprechen. Laufen. Singen. Aber diese Kinder, sie lernen so rasch. Es gibt Methoden dafür. Erfahrungswerte. Nach ein paar Jahren erkennst du keinen

Unterschied mehr, wer am Anfang seines Lebens ein paar Jährchen weggelassen hat und wer nicht.«

»Du bist in das Dorf gefahren?« *Irgendwo lief der Klon meines toten Bruders herum!*

»Natürlich. Ich habe mich im Dorf herumgetrieben, den ganzen Tag. Im Supermarkt bin ich ihm begegnet. Er war mit einer Frau da. Vermutlich die, die nun seine Mutter ist. Sie bückte sich, um Konserven aus dem unteren Regal zu nehmen. Ungezuckerte Ananas. Sie war jünger als ich. Viel jünger. Kaum zu glauben, dass man dort so jung schon Kinder adoptiert. Da saß er. Adrian. Mit Zahnlücke. Mein Sohn ist gar nicht alt genug geworden für eine Zahnlücke. Er hat alle Milchzähne mitgenommen. Dieses Kind hatte eine Zahnlücke. Oben links, Schneidezahn.« Sie bleckte die Zähne und berührte mit der Zungenspitze ihren eigenen Schneidezahn, oben links. »Er grinste mich an. Ich nickte ihm zu. Einen kurzen Moment lang schaute ich in seine Augen. Die Augen meines Kindes. Die gleichen Augen. Aber das war nicht mein Kind. Ich wendete mich ab, drehte mich um und verließ den Supermarkt.«

»Du hast ihn nicht mitgenommen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Es war nicht mein Kind. Es war das Kind dieser Frau. Sie liebt ihn jetzt, es ist ihr Junge. Ich nehme niemandem sein Kind weg. Deinen Bruder haben wir begraben. Er ist tot. Das andere Kind da ist lebendig. Und es hat ein Leben.«

»Aber all die anderen«, begann ich. »Wie viele ...«

Mama schüttelte den Kopf.

»Kommt jetzt sowas, dass du es mir erst sagst, wenn ich groß bin?«

»Nein, das nicht.« In der Tat kam Mama nie mit diesem Spruch, das kannte ich nur von anderen Erwachsenen. »Das sage ich dir am besten nie. Denn ich wünschte, auch ich würde es nicht wissen – und ich bin schon groß.«

Wir schwiegen, und in meinem Kopf türmten sich die Schicksale jener Klone, die denken und fühlen konnten.

Wie Adrian.

»Ich bin froh, dass er gestorben ist«, sagte sie leise.

*Wenn sie nun damit kommt, dass ein Ende mit Schrecken oder so besser ist, dann schreie ich!*

»Denn sonst wäre Adrian jetzt tot.« Mama schaltete das Windrad wieder ein, die Nanos ließen das Rad sich drehen, und wir lauschten dem monotonen Rauschen des Mahlwerks.

Das alles hat sie mir erzählt. Ich glaube nicht, dass Mami weiß, dass ich die Geschichte kenne. Aber wenn Mama und ich alleine sind, im Nano-Godt-Raum, dann sprechen wir über Adrian. Stellen uns sein Leben vor. Überlegen, womit er spielt. Bestimmt mag er auch Nano-Godt.

Und wenn mich jetzt jemand fragt *Hast du Geschwister?*, antworte ich meistens immer noch *Nein*. Mit einem schlechten Gefühl im Bauch, weil ich keine Lust habe, mit anderen über deinen Tod zu reden.

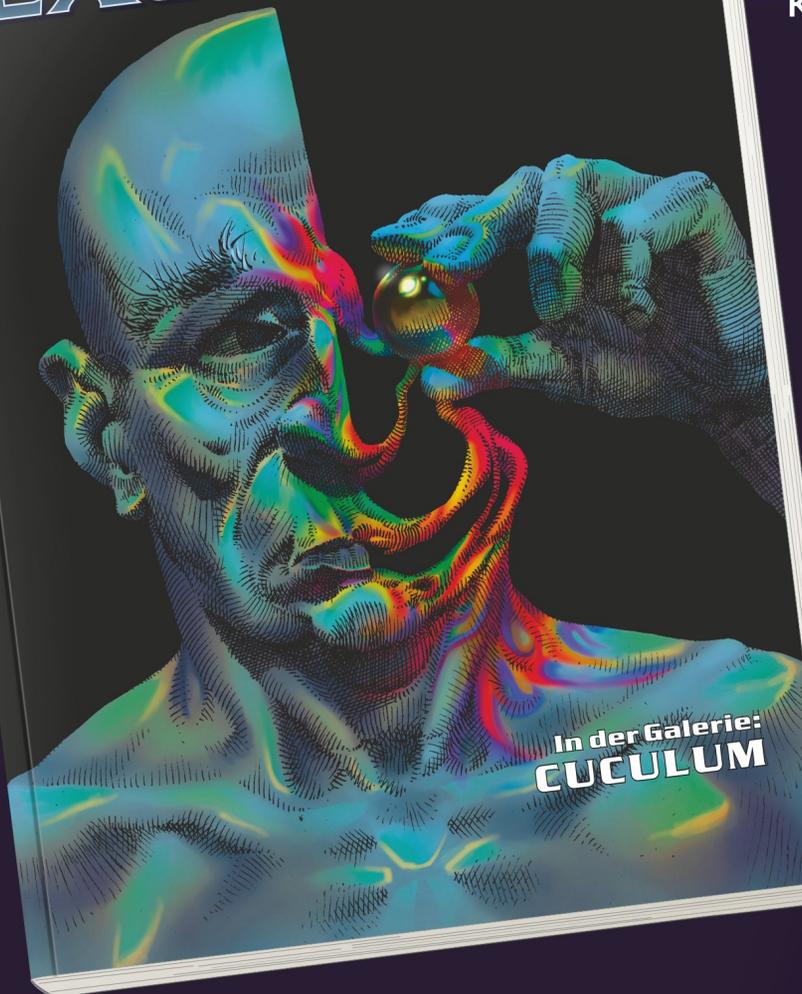
Aber dann denke ich an diesen Jungen. Im Supermarkt. Mit der jungen Mutter. Der kein Wort Deutsch spricht. An Adrian. Wie er mit einem Ziehharmonikabus aus Nano-Godt spielt. Wahrscheinlich mit estnischem Kennzeichen. Und mit genauso stabilen Rädern. Wie er den Bus zurückzieht und im Innern all die Lichter aufleuchten. Und dann fühle ich mich gar nicht mehr so schlecht.

© **Text:** Yvonne Tunnat

© **Illustration:** Jamie-Lee Campbell  
Erstveröffentlichung

# 49

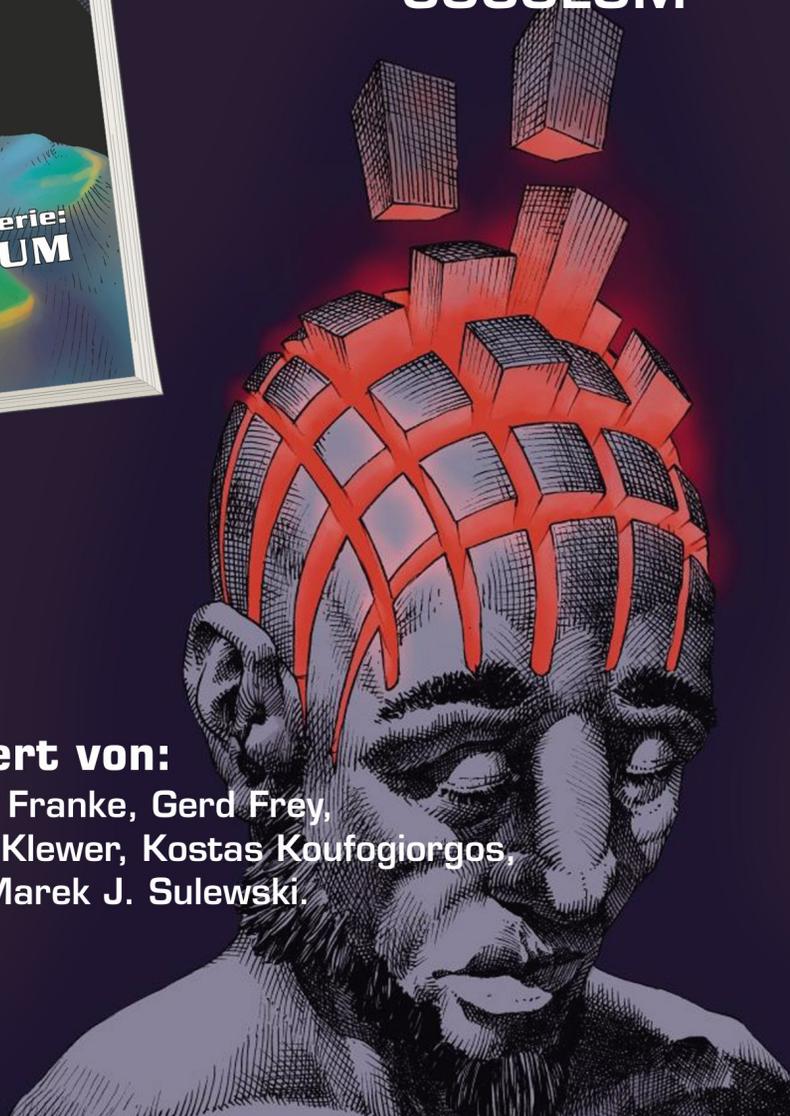
SCIENCE FICTION STORIES & PHANTASTISCHE GRAFIK  
**EXODUS**  
ISSN 1830-675X  
49  
02/2025 • € 13,90



## Vierzehn Kurzgeschichten von:

Moritz Boltz, Volker Dornemann,  
Kathrina s. East, Andreas Eschbach,  
Ulf Fildebrandt, Attila Geole,  
Roland Grohs, Uwe Hermann,  
Dieter Korger,  
Johann Christian Lotter,  
Christian Manske, Uwe Post,  
Marco Rauch, Alexa Rudolph  
und Wolf Welling

## In der Galerie: CUCULUM



## Wie gewohnt exklusiv illustriert von:

Nicole Erxleben, Mario Franke, Thomas Franke, Gerd Frey,  
Niklas Peter Robin Kappenstein, Detlef Klewer, Kostas Koufogiorgos,  
Andreas Möller, Jaana Redflower und Marek J. Sulewski.

[WWW.EXODUSMAGAZIN.DE](http://WWW.EXODUSMAGAZIN.DE)

Moreau • Wipperfürth • Kugler (Hrsg.) – [shop@exodusmagazin.de](mailto:shop@exodusmagazin.de)

# EWIGES EIS



NOCH NIE HATTE JEMAND DAS PORTAL DURCHSCHRITTEN.

DIE GRENZE DIESER EISWÜSTE.



RASMUS WAR ENTSCLOSSEN DIE MISSION ERFOLGREICH ZU BEENDEN.

ER NÄHERTE SICH SEINEM ZIEL.



DA ÖFFNETE SICH DIE BARRIERE.

ETWAS TRAF IHN UNVORBEREITET.

... BRANNT SEIN FLEISCH WEG.

**PFFFT!**



UND ER WUSSTE, ER WÜRD HIER STERBEN!



TINO FALKE

# WAS AUS DEM SCHNEE WURDE

Im dritten Jahr, in dem der Winter kommt und geht, ohne Schnee zu bringen, machen wir uns auf den Weg ins Tal der Tintlinge.

Meine Schwester läuft voraus, ich laufe ihr nach, über gefrorenes Laub, das unter unseren Schritten knirscht. Immer schon sah ich sie vor allem von hinten: die beeindruckend saubere Rückseite ihrer Kleider, das perfekte blonde Haar, das ihren Hinterkopf hinabwallte. Als kleine Schwester läuft man hinter der größeren statt neben ihr.

Ich sehe an mir hinab und stecke zwei Finger durch das Loch in meinem Kleid, das mir ein Brombeerstrauch gerissen hat. Ich puste mir dunkle Strähnen aus dem Gesicht. Wer uns sieht, würde nicht glauben, dass wir Geschwister sind, doch im Dorf wissen es alle. Wir sind immer gemeinsam unterwegs.

Niemand hielt es für bemerkenswert, als wir heute im Wald verschwanden.

Der Boden ist gefroren, keiner der Erdhügel unter unseren Sohlen gibt nach. Auch die Furchen des Feldes am Dorfrand blieben unnachgiebig, als wir über sie schritten – vom Winter in Formen gezwungen, die erst aufweichen, wenn die Temperaturen wieder steigen. Doch noch ist der Frühling nicht ganz da, noch können wir unseren Atem sehen.

Nur liegt weit und breit kein Schnee.

Während meine Schwester vorausstapft, drehe ich mich kurz um. Kahle Bäume ragen in einen aschgrauen Himmel, farblose Äste bilden ein wirres Netz wie erstarrte Beine toter Insekten. Die Siedlung ist schon hinter Nebel verschwunden. Normalerweise würde mir das nichts ausmachen. Wir spielen oft in den Wäldern, oder meine Schwester spielt mit den anderen, und ich sehe zu. Aber normalerweise bleiben wir dem Tal der Tintlinge fern. Wüsste meine Schwester, wer dort lebt, würde sie sofort umkehren.



Aber sie soll sich nicht fürchten müssen wie ich. Sie soll für sich selbst entscheiden, dass der Ausflug hoffnungslos ist, bevor ich eingreifen und sie vom Weg abbringen muss.

Sie ruft mir zu, dass wir nicht verweilen können. Der Weg sei noch weit, und nach verrichteter Arbeit müssten wir noch vor Einbruch der Nacht zurückfinden. Wir hätten keine Zeit zu verlieren.

Ich zögere einen Moment zu lang, sofort wird sie ungeduldig.

Sie fragt, ob ich den Schnee etwa nicht zurückhaben will. Ich nicke. Doch, natürlich, ich liebe Schnee. Wir hatten noch nicht viele gemeinsame Winter, doch als wir kleiner waren, haben wir oft Schneekreaturen auf dem gefrorenen Acker gebaut oder uns rücklings in das Weiß geworfen und mit den Armen und Beinen Engel auf Erden geformt. Ich erinnere mich noch gut. Auch daran, wie meine Schwester sich mit den anderen Kindern verbündet hat, um mich festzuhalten und mir eiskalte Überraschungen in den Kragen zu schütten. Selbstverständlich will auch ich, dass es wieder schneit!

Doch ich bezweifle, ihn so zurückbekommen zu können. Meine Schwester hat in einem cleveren Buch von Waldgeistern gelesen, die man mit Geschenken besänftigen kann – irgendetwas Aberglaube. Ihre Umhängetasche ist voll mit Beeren und Münzen, dem goldenen Kamm unserer Mutter und Kerzen, die sie aus der Dorfkirche gestohlen hat. Nichts davon wird ihr irgendetwas bringen.

Ich bin mir sicher, denn ich weiß, wer den Schnee aus dem Wald vertrieben hat.

Im letzten weißen Winter ergriff eine Krankheit meine Schwester. Wochenlang lag sie im Bett und hustete sich heiser. Damals durfte ich Vater an ihrer statt bei der Jagd begleiten. Ich stiefelte hinter ihm zwischen blattlosen Bäumen hindurch, geblendet von der weißen Schicht, die uns in alle Richtungen umgab, die mir von unten bis zu den Knien reichte und die uns beiden von oben die Sicht nahm. Wir ver-

folgten einen Wildhahn. Seine Spuren auf dem weißen Untergrund waren nicht zu übersehen.

Bis zu der Grenze im Wald, an der das Schneetreiben plötzlich stoppte.

Vater war genauso irritiert wie ich. Von einem Moment auf den anderen waren die Flocken um uns herum verschwunden. Die Kälte blieb, doch der Schnee in der Luft und auf dem Boden schien sich an eine unsichtbare Barriere zu halten, die wir durchschreiten konnten. Auch die Eiskristalle auf unserer Kleidung verschwanden, als hätten wir ein beheiztes Haus betreten. Beide blickten wir verwirrt auf den Schnee hinter uns, in dem noch unsere Spuren erkennbar waren. Doch das Stück Wald vor uns sah aus, als wäre es Spätherbst: Die Äste waren nackt und das Dickicht lediglich mit Frost überzogen.

Ich gab Vater gegenüber zu, dass es mich schauderte. Auch er merkte an, dass ihm das Wetter nicht geheuer sei. Er wäre wohl mit mir umgekehrt, hätte er nicht das Krähen des Hahns in der Nähe gehört. Er gab mir zu verstehen, dass er nur kurz nach der erhofften Beute sehen wollte, dann würden wir in den Teil des Waldes zurückkehren, in dem Schnee fiel, und von dort zurück ins Dorf. Ich gab kein Widerwort. Auf keinen Fall wollte ich für eine erfolglose Jagd sorgen. Von Ausflügen mit meiner Schwester kam er immer mit erlegtem Wild zurück.

Also schritten wir weiter, eine Senke hinab, die von Pilzen bewachsen war. Leichter Nieselregen ließ uns spüren, dass nicht aller Niederschlag aus dem Tal verbannt war, in das wir uns begaben. Ich zitterte, beruhigt nur vom Gedanken, dass Vaters Aufmerksamkeit dem lauter werdenden Geräuschen des Vogels galt statt seiner jüngeren Tochter. Schließlich fanden wir das kreischende Tier. Es steckte fest.

Zwischen den kahlen Bäumen waren dunkle Netze gespannt, glänzende schwarze Fäden von Stamm zu Stamm, von denen es dickflüssig auf den Boden tropfte. Der Hahn war direkt in die Falle geflogen. Nun zappelte er panisch mit den Flügeln und wand sich, dass manche

der dicken Schlieren sich lösten. Sie tropften zu Boden oder blieben in seinem Federkleid haften. Doch entkommen konnte er nicht.

Vater nutzte die Chance, ungeachtet der mysteriösen Substanz. Er bedeutete mir, zu warten und wegzusehen, holte sein Jagdmesser hervor und schritt auf das arme Tier zu. Das schrille Krähen verstummte binnen Sekunden.

Ein Aufschrei meiner Schwester lässt mich zusammenzucken, doch schnell wird deutlich, dass ihr nichts geschehen ist. Sie bleibt stehen und bricht einen Stock von einem nahen Strauch, um damit an ihrer Schuhsohle zu schaben. Sie ist auf einen Pilz getreten.

Beunruhigt werde ich gewahr, dass es sich um einen Tintling handelt. Meine Schwester ist von weiteren umgeben. Die kreideweißen Gewächse haben Stamm und Hut wie die meisten Pilze – besonders ist ihnen lediglich, dass ihre Lamellen im Alter tintenartig herabtropfen. Von den blassen Hüten baumeln dickflüssige schwarze Fäden, die Zerfall und baldigen Tod bedeuten. Das Tal kann nicht mehr weit sein.

Meine Schwester sagt, dass sie es kaum erwarten kann, den Schnee zurückzuholen. Alle werden ihr danken. Es ist, als hätte sie bereits vergessen, dass sie nicht allein unterwegs ist, dabei spricht sie mich direkt an. Ich kenne das. Als wir für den Geburtstag der alten Müllerin ein Lied geschrieben haben, das meine Schwester anschließend vortrug, war es natürlich allein ihr Verdienst. Wenn ich im Unterricht schöne Stickereien vollbringe, dann wird sie gelobt, weil sie mir daheim sicher alles Nötige beigebracht habe. An meinen Geburtstagen bekommt sie kleine Geschenke, damit sie sich nicht ausgeschlossen fühlt.

Aber als wir gemeinsam den Esel hinter der Apotheke mit Beeren gefüttert hatten, die sich als giftig herausstellten, und das arme Tier eine Woche lang jaulend dagelegen hat, war es natürlich allein meine Schuld. Weil meine Schwester damals so geweint hat, bekam sie zur Beruhigung eine neue Puppe. Egal, was passiert, es endet immer in einer glücklichen

Fügung für sie. Wenn sie von einer Raupe gebissen wird, handelt es sich um eine seltene Art. Wenn sie in ein Loch fällt, liegt dort Silberschmuck, den irgendjemand verloren hat. Und jetzt, als sie sich den zertretenen Pilz von der Sohle schabt, fällt ihr Blick auf eine Spur.

Gemeinsam bestaunen wir den Abdruck eines Schuhs in der gefrorenen Erde. Kein schwerer Stiefel wie bei Vater und anderen auf der Jagd, sondern ein leichter Schuh mit Absätzen. Ich weiß, wem er gehört. Und meine sorglose Schwester findet sofort einen zweiten Abdruck und macht sich daran, der Spur zu folgen.

Ich will, dass sie aufgibt und umkehrt, dass sie unbeschadet zurück nach Hause läuft, weil ihr klar sein muss, dass sie nicht von Wettergeistern Schnee fordern kann, egal wie viel Glück sie in ihrem bisherigen Leben hatte. Ich frage ihren Rücken, was sie denn vorhat, wenn sie auf eine Fee, einen Kobold oder einen Waldgeist trifft.

Meine Schwester lacht nur – glockenhell, ungetrüb. Sie kramt in ihrer Umhängetasche und holt verschiedene Objekte hervor. Alle Wesen des Waldes ließen mit sich handeln, sagt sie. Sie hält eine Brosche hoch, einen verzierten Handspiegel, ein Bündel schmaler Bücher.

Die Brosche gehört mir.

Ich solle mich nicht so anstellen, sagt sie, nachdem ich darauf aufmerksam mache. Wenn sie damit den Schnee zurückbringe, sei es ein vertretbares Opfer.

Ich widerspreche und fordere meine Brosche zurück. Meine Stimme zittert, als ich meiner Schwester sage, dass sie nicht einfach über mein Eigentum verfügen könne. Sie winkt ab und betont noch einmal, dass es ein kleiner Preis sei.

Im Dorf ist aller Niederschlag flüssig, obwohl sogar der Teich an der kleinen Kirche eingefroren ist. Alle Erwachsenen sind beunruhigt. Meine Schwester fragt, ob ich nicht bereit sei, etwas zu opfern, das mir ohnehin nichts mehr bedeute.

Und während sie spricht, schreitet sie rückwärts durch ein Meer aus Pilzen und in eine Gruppe Bäume, die mit schwarzen Schlieren verhangen sind. Sie kreischt, als ihr Hinterkopf gegen die klebrige Falle stößt.

Ich rufe ihr zu, dass sie sich nicht bewegen soll. Seien die Netze noch warm oder bereits abgekühlt?

Meine Schwester erstarrt. Mit Angst im Blick sieht sie mich an. Wie schwarzer Honig ist die Masse auf ihr Kleid gekleckert und haftet an ihrem Haar. Sie sagt, dass es sich nicht warm anfühle, und ich entspanne mich.

Dann ist *sie* nicht mehr in der Nähe, sage ich.

Statt die Frage zu beantworten, von wem ich spreche, beuge ich mich herab und ziehe eine Klinge aus meinem Stiefel, die ich dort die Wanderung über verborgen hatte. Zeit, etwas Bedeutungsloses zu opfern. Meine Schwester zuckt in ihrer Falle zusammen. In ihre Augen steigt Panik.

Nachdem mein Vater den Hahn erlöst und aus seinen Fesseln geschnitten hatte, machten wir uns auf dem Weg zurück zur Schneegrenze. Eine der schwarzen Schlieren hatte sich in den Federn des Vogels verklebt und angefangen, ihn zu versengen. Auch Vater verbrannte sich offenbar, als er die mysteriöse heiße Substanz von dem Kadaver schnitt. Nun trug er die Beute am Gürtel und damit ein Aroma, wie es erst auf dem heimischen Feuer entstehen sollte.

Er forderte mich auf, niemandem von den klebrigen Netzen zu erzählen, und wahrscheinlich hätte ich es gar nicht weiter beachtet – hätte es als Phänomen des Waldes abgetan, als öliges Baumharz oder das Werk von webenden Insekten, die ich nicht kannte. Die dunklen Fäden, die von den Pilzen überall um uns herum hingen, sahen kaum anders aus. Doch noch bevor wir das Tal der Tintlinge verließen, fanden wir den Ursprung der schwarzen Netze.

Vater wurde zuerst darauf aufmerksam, erstarrte und bedeutete mir, mich hinter ihm zu

verstecken. Noch immer war weit und breit kein Schnee zu sehen, wir befanden uns tief in der Senke, umgeben nur von schwarz tränenden Pilzen und kahlen grauen Baumstämmen.

Und in der Ferne glitt eine Gestalt durch den Wald.

Es gab kein Versteck, kein blickdichtes Gebüsch in der Umgebung, also standen wir einfach nur da. Vater versuchte, mir eine Hand auf das Gesicht zu legen, ohne selbst den Blick abzuwenden. Er erreichte lediglich, dass ich den rasenden Puls in seiner Handfläche an meiner Schläfe spürte. Doch sehen konnte ich die Gestalt genau wie er.

Langsam zwängte sich eine Frau zwischen den Bäumen hindurch, ihr Gesicht fahl und traurig, ihr graues Kleid verdreht und rissig von mehr als ein paar Brombeersträuchern. Doch am auffälligsten war ihr Haar. Schwarz und glänzend wie Teer hing es in dicken Strängen von ihrem Scheitel und weit über ihre Kleidung. An jedem Ast und Stamm, den sie streifte, blieben Strähnen hängen, die sie kurz mit dem Baum verbanden, doch die Frau schleppete sich ungeachtet dessen vorwärts, griff nach den nächsten Baumstämmen und zog sich weiter. Die schwarzen Strähnen dehnten sich aus und lösten sich schließlich vom Haupt der Frau, überall blieben sie kleben und markierten ihren Pfad durch das Gehölz. Sie selbst machte keine Geräusche, nur Vaters Herzschlag und das Zischen der glühend heißen Substanz auf der Baumrinde drang an meine Ohren.

Wir blieben reglos, bis die Gestalt sich aus unserem Sichtfeld entfernt hatte. Sie war weitergezogen, zurück blieb nur ihr Haar. Netze aus klebrigem Schatten.

Auch das Haar meiner Schwester ist an den Bäumen kleben geblieben. Nachdem ich sie freigeschnitten habe, blickt sie mit verquollenen Augen auf die goldenen Strähnen, die mit der schwarzen Masse an den Baumrinden haften. Weinend tastet sie ihren Schädel ab, von dem ihr Haar nun ungleichmäßig absteht. Es

reicht ihr nicht einmal mehr bis zu den Schultern.

Ich erkläre nur einmal, dass es die einzige Möglichkeit war, sie zu befreien.

Insgeheim hoffe ich, dass der Ausflug damit beendet ist. Ich verstaue das Messer und will mich für den Rückweg umdrehen, da schluchzt meine Schwester, dass wir jetzt erst recht nicht mehr umkehren könnten! Jetzt müsse sich die Wanderung auch lohnen! Sie wischt sich den Ärmel ihres Kleides durch das Gesicht und nickt mir energisch zu, als wäre das meine Idee. Wir müssten nur besser aufpassen, wo wir hintreten, sagt sie.

Und ich, ich solle ihr sofort erklären, wen ich mit *sie* gemeint habe.

Ich fluche innerlich. Meine schluchzende Schwester geht bereits weiter, ein schwarz beschmierter Rücken ohne perfektes Haar in einem Meer aus Tintlingen. Mit geballten Fäusten stapfe ich hinterher. Wenn nichts anderes wirkt, muss es wohl die Wahrheit sein. Also berichte ich vom letzten Winter, in dem Schnee unser Dorf erreichte, vom Jagdausflug mit Vater, während sie krank zu Hause daniederlag, und von der Gestalt, die wir gesehen hatten. Während ich rede, schreiten wir immer tiefer in das Tal.

Meine Schwester ist zu sehr gewohnt, dass alles zu ihrem Vorteil ausgeht, um zu erkennen, dass sie umkehren sollte. Noch immer weinend, sagt sie, dass es sicher diese Hexe war, die den Schnee weggezaubert hat. Vielleicht könne man sie bitten, das Dorf aus diesem besonderen Bannkreis zu entlassen. Hexen, sagt sie, sind auch nur Menschen und lassen sicher mit sich reden!

Ich behalte für mich, dass ich die Gestalt nicht für eine Hexe halte. Mir wird ohnehin nicht zugehört. Mehrfach sage ich laut, dass wir umkehren sollten, doch meine Worte haben keine Wirkung. Wir kommen an mehr und mehr Bäumen vorbei, die mit schwarzen Netzen verklebt sind. Und schließlich sehen wir eine kleine Holzhütte in der Ferne.

Aus dem Schornstein steigt kein Rauch in

den grau bewölkten Himmel, aus keinem Fenster scheint Licht. Wie ein finsterner Strahlenkranz breitet sich die schwarze Masse auf dem Waldboden vom Haus in alle Richtungen aus.

Meine Schwester sagt, dass sie sehen will, wie die Hexe lebt. Vielleicht gibt es einen Raum mit Kreidesymbolen auf dem Boden, die sie verwischen kann, oder einen Altar mit magischen Gegenständen, die den Schnee aus der Region fernhalten und die sich zerbrechen lassen. Sie ist leichtsinnig und schon auf halbem Weg zur Hütte, bevor ich Einspruch erheben kann. Protestierend folge ich ihr.

Als ich aufhole, hat sie bereits ein offenes Fenster gefunden. Sie klettert einen Stapel Holzscheite empor und ist auch schon im Haus verschwunden. Ich folge ihr, wie immer.

Das Innere der Hütte ist zu dunkel, um viel zu sehen. Auf morschen Brettern schleichen wir durch schmucklose Räume, wie sie jedes Haus im Dorf hat. In einer Waschkammer steht ein angelaufener Metallzuber, in einem winzigen Schlafzimmer ein ordentlich gemachtes Bett. Wir finden weder persönliche Gegenstände noch Zutaten für Hexerei. Die Räume sind warm, doch der Kamin hat schon lange kein Feuer gesehen.

Leise fragt meine Schwester, ob die Hexe wohl Kinder frisst.

Hinter ihr wird eine kleine Flamme entzündet und beleuchtet ein fahles Gesicht. Ich erstarre, meine Schwester sieht mich mit großen Augen an, dreht sich um. Dann stolpert sie kreischend rückwärts auf mich zu, als sie die Gestalt mit der Kerze sieht. Wir beide gehen zu Boden und rutschen bis zur nächsten Wand. Die Frau sieht uns ausdruckslos an.

Lautlos schreitet sie auf einen Holztisch in der Mitte des Raumes zu, der für eine Person gedeckt ist. Sie gleitet fast. Sie nimmt auf einem Schemel Platz. Ihr Kleid ist zerschissen und mit dunklen Flecken übersät. Ihre Augen sind milchig weiß. Schwer atmend starren wir sie an.

»Dies ist kein Ort für Kinder«, haucht sie, ihre Stimme morsch und tonlos, als hätte sie

sie jahrelang nicht benutzt. »Hier gibt es nichts zu holen. Keine Aufgaben zu erledigen, um euch Gold zu verdienen.«

Meine Schwester bringt kein Wort heraus, deshalb antworte ich nach weiteren Sekunden der Stille: »Wir waren nur neugierig, wer im Haus mitten im Wald lebt«, beteure ich.

Während ich spreche, holt die blasse Frau einen verkohlten Brotlaib aus den Falten ihres Kleides hervor. Sie tastet nach einem Messer auf dem Tisch und beginnt, das Brot in Scheiben zu schneiden.

Erst im Licht der Kerze werden dunkle Flecken an den Wänden und auf dem Boden sichtbar. Das Holz ist überall verbrannt. Vom Scheitel der Frau tropft etwas auf die Tischplatte, mit einem Zischen steigt ein Faden Rauch auf. Sie hat schwarzes Haar, ganz wie ich bei der ersten Begegnung angenommen hatte, doch die klebrigen Schatten, die sie an den Bäumen hinterlässt, die sind eine dickflüssige Masse, die von ihrem Haupt hängt, als wäre sie einst damit übergossen worden und die Substanz wäre nie ganz verhärtet. Von ihrem Kopf breitet sich das Schwarz auf ihren Schultern aus, ihren Armen, ihrem gesamten Kleid. Und die sengend heißen Schlieren haben in jedem Raum ihrer Hütte Spuren hinterlassen.

Sie selbst scheint die Hitze nicht zu spüren. Ihr Gesicht, das aus der Ferne nur fahl wirkte, ist mit lange verheilten Brandnarben bedeckt. Sie scheint erblindet zu sein.

»Ich lebe hier«, antwortet sie schließlich im Flüsterton. »Und ich wollte euch nicht erschrecken. Es tut mir leid. Früher gab es einen Hahn im Wald, der immer angekündigt hat, wenn ich mich näherte, doch ich habe ihn schon seit Jahren nicht mehr gehört.«

Sie lächelt schwach, doch die Traurigkeit entweicht keinen Augenblick aus ihrem Gesicht. Es tropft und sickert und fließt weiter von ihrem Haupt. Aus der Nähe betrachtet, scheint die schwarze Masse immer in Bewegung zu sein.

»Und nein«, fährt die Frau leise fort, »ich ernähre mich nicht von Kindern. Ich esse nur

Äpfel vom sprechenden Baum. Und sprechendes Brot aus dem Ofen im Wald.« Sie blickt hinab auf den schwarz verkrusteten Brotlaib. »Man muss es nur lange backen, dann verstummen die Stimmen irgendwann.«

Ich erhebe mich langsam und setze mich zu ihr an den Tisch. Sofort spüre ich die Hitze, die von der schwarzen Substanz ausgeht. Meine Schwester dagegen bleibt auf dem Boden, mit Angst im Gesicht und einer Umhängetasche voller nutzloser Mitbringsel. Eine ihrer Hände fährt durch ihr kurzes Haar, das zum Teil immer noch schwarz verklebt ist.

Die Frau reagiert, als könne sie die Geste sehen. »Keine Sorge, Mädchen. Es handelt sich um magisches Pech. An dir wird es sich in wenigen Stunden auflösen.«

Sorgenvoll sehe ich die traurige Gestalt an. Meine Angst ist Mitleid gewichen. Ich versuche, die richtigen Worte zu finden, dann sage ich ihr die Wahrheit. Dass wir herausfinden wollten, wieso der Schnee aus der Gegend verschwunden ist. Ich frage, ob sie damit etwas zu tun hat.

Die Frau seufzt und legt Messer und Brot beiseite.

Ruhig und leise berichtet sie, dass sie einst Gesellin einer mächtigen Herrin war. Ihre Schwester hatte die Lehre zuvor mit Reichtümern abgeschlossen, von ihr war dasselbe erwartet worden. Doch sie war jung und nachlässig und weniger fleißig. Von der eigenen Mutter mehr geliebt, hatte sie ihr Leben lang nicht arbeiten müssen. Im Haushalt der neuen Herrin war sie trotzig und vernachlässigte ihre Aufgaben.

»Ich war noch jung«, sagt die Frau, mehr zu sich selbst. »Welches Kind ist immer folgsam und begehrt niemals auf? Für meine Frechheiten wurde ich schließlich mit heißem Pech übergossen, das nie wieder abgehen sollte.«

Ein Tropfen fällt hinab auf die Tischplatte und versengt das Holz.

Sie wurde ausgestoßen, berichtet sie weiter. Nachdem eine alte Frau sie zu sehr verwöhnt und eine andere sie dafür auf Lebens-

zeit bestraft hatte. Während ihre Schwester von allen in ihrer Siedlung gefeiert wurde, wurde ihr selbst noch ein zusätzlicher Fluch zuteil, als wäre das ewige Pech nicht genug. »Die Herrin gebietet über das Wetter. Und sie vergönnt mir kein fassbares Eis, um meine Wunden zu kühlen. Wo ich mich aufhalte, wird es niemals schneien.« Und da sie inzwischen mehr wandert, wird der schneefreie Radius größer.

Ich spreche ihr mein Beileid aus. Ich kenne nicht die Last von glühendem Pech auf den Schultern oder den Stachel der Einsamkeit, wie sie ihn spürt. Doch ich weiß, wie es ist, im Schatten einer gefeierten Schwester zu stehen.

Ohne zu zögern, frage ich, ob ich bei ihr bleiben kann.

Als Vater und ich von der Jagd zurückgekehrt waren, wurde der Hahn sofort für eine Mahlzeit verwertet. Manche im Dorf funkelten mich finster an, als hätte ich Schuld daran, dass es diesmal weder Wildschwein noch Hirsch gab. Dass die Beute letztendlich als Teil einer Hühnersuppe komplett an meine kranke Schwester ging und alle anderen Mägen leer blieben, störte niemanden.

Vom Rand des Geschehens sah ich, wie alle sie umsorgten. Mir war kalt vom Schnee, den wir auf dem Rückweg wieder durchschritten hatten, doch das Feuer und alle Decken waren für sie reserviert. Mein Niesen und Schniefen fanden kein Gehör.

Diesmal ist es meine Schwester, deren Proteste auf taube Ohren fallen.

Sie springt auf und schreit, dass ich es nicht ernst meinen könne. Dass ich doch nicht bei einer Hexe bleiben wolle! Dass sie nicht ohne mich ins Dorf zurückkehren könne. Unsere Eltern würden ihr nie verzeihen!

Ich muss lächeln. Ich sage, dass sie jetzt weiß, wieso es nicht mehr schneit. Sie soll nach Hause gehen und es allen erzählen. Ich habe keine Angst, und sie muss auch keine haben.

Sie versucht, weiter zu diskutieren, doch inmitten des Gebrülls erhebt sich die Frau mit dem Pechhaar und bedeutet meiner Schwester, bitte ihr Haus zu verlassen. Wir begleiten sie noch bis zur Tür. Fassungslos blickt sie mich an, doch ich gebe ihr nicht die Genugtuung einer Reaktion.

Schließlich dreht sie sich um und geht unsicher davon, durch das Tal der Tintlinge. Ein letztes Mal gilt meine ganze Aufmerksamkeit ihrem Rücken.

Ich sage der Frau meinen Namen. Sie stellt sich als Marie vor. Und als ich zu bedenken gebe, dass man vielleicht nach mir suchen wird, muss sie tatsächlich lächeln. In Begleitung kann sie sich vorstellen zu reisen, sagt sie. Wir müssen nicht in der Nähe des Dorfes bleiben.

Und wenn der Winter kommt und geht, ohne Schnee zu bringen, dann wissen die Menschen, dass Pechmarie durch ihre Wälder streift.

© **Text:** Tino Falke

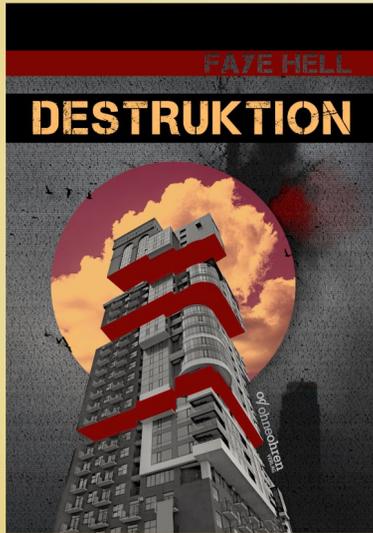
© **Illustration:** Moony  
Erstveröffentlichung

**Tino Falke** wurde 1988 in Rostock geboren und hat schon in der Grundschule angefangen, mit seinem Bruder Comics zu zeichnen. Seitdem er zwölf ist, schreibt er Gedichte, Kurzgeschichten und Romane, anfangs inspiriert von J.R.R. Tolkien und Lewis Carroll, später von Chuck Palahniuk und Kij Johnson.

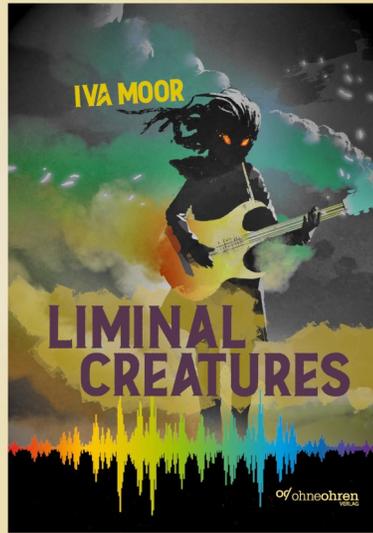
Mit einer Masterarbeit über die Entwicklung Batmans in den Comics und ihren Adaptionen hat er 2013 das Studium der „Neueren Deutschen Literatur, Kultur, Medien“ in Freiburg abgeschlossen. Inzwischen lebt er in Hamburg, wo er selbstständig im Lektorat/Korrektorat arbeitet.

Über 25 seiner Kurzgeschichten sind bereits in Zeitschriften und Anthologien erschienen. Weitere Veröffentlichungen sind immer in Arbeit. <https://www.tinofalke.de>

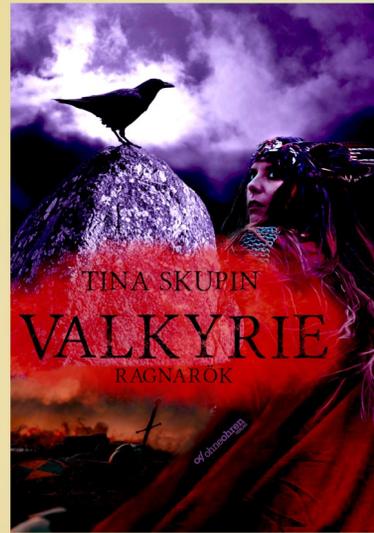
# DIE HERBST-NEUERSCHEINUNGEN IM ohneohren VERLAG



DÜSTER  
DYSTOPIE  
EINZELBAND



MUSIKALISCH  
DARK URBAN FANTASY  
EINZELBAND



EPISCH  
URBAN FANTASY  
REIHENFINALE

LESEPROBEN UND MEHR: [www.ohneohren.com](http://www.ohneohren.com)

Jol Rosenberg:

»Etomi. Erwachen« und  
»Etomi. Aufbruch«

Post-Climate-Fiction und  
Selbstfindung

dicht, anti-dystopisch,  
hoffnungsvoll



ULF FILDEBRANDT

# ERINNERUNGEN SIND FLÜCHTIG

Schnee schlug ihm entgegen. Emin schaute nach unten und zog die Kapuze tiefer in das Gesicht. Der Sturm wurde immer stärker.

Er legte den Riegel vor die Tür des Stalls und zog den Kragen fester um seinen Hals. Die Strecke zum Wirtshaus war nicht weit, aber dennoch atmete er tief durch. Er hasste es, wenn sein Vater ihm Aufträge gab, die er selbst nicht machen wollte. Nach der Kuh und den Schweinen im Stall zu schauen, gehörte dazu.

Der Schein aus dem Innern des Wirtshauses fiel durch kleine Fenster nach draußen, eine Verheißung von Geborgenheit inmitten der Kälte der einbrechenden Nacht. Der Wind trieb ihm Tränen in die Augen. Er rannte auf die Tür zu. Unter seinen Füßen knirschte der knöcheltiefe Schnee, und im Laufe der Nacht würde noch viel mehr dazukommen.

Endlich erreichte er das Wirtshaus. Die Kälte biss in seine Finger, beim nächsten Mal würde er seine Handschuhe mitnehmen, auch wenn der Stall sich nur einige Schritte entfernt befand.

Er drückte den Griff nach unten, zwängte sich durch den schmalen Spalt und freute sich über die Wärme der Wirtsstube. Zu seiner Rechten brannte ein Feuer im Kamin.

Drei Bänke standen in dem großen Raum, wovon nur eine besetzt war. Eine Gruppe von Händlern war mittags eingekehrt. Der Sturm und fallende Temperaturen hatten sich bereits angekündigt, sodass sie nicht draußen bleiben wollten.

Die drei Händler und eine Händlerin aßen schweigend. Teller mit Eintopf und Becher voller Bier standen vor ihnen.

»Brauchen Sie noch etwas?«, fragte Avak, sein Vater, gerade. Er warf Emin einen kurzen Blick zu und schickte ihn mit einem energiegelichen Kopfnicken in die Küche.

Emin zog den Mantel aus und hängte ihn an einen Haken neben der Tür. Ein kalter Luftzug piff auf einmal durch die Ritzen, sodass er nicht am Eingang stehenblieb. In der Küche war es zumindest warm, auch wenn er sich nützlich machen musste.

Plötzlich senkte sich der Griff der Eingangstür. Alarmiert stolperte Emin ein paar Schritte zurück. Sein Vater und alle Gäste waren in der Wirtsstube, seine Mutter in der Küche. Niemand befand sich mehr draußen im Schneesturm.

Langsam öffnete sich die Tür, und ein Mann in schwerem Wintermantel trat ein. Schal und Mütze verdeckten sein Gesicht, sodass Emin nur die Augen ausmachen konnte.

Emins Vater kam um den Tisch herum und begrüßte den Fremden. »Herzlich willkommen in meinem Wirtshaus! Mit wem habe ich das Vergnügen?«

Hinter dem Unbekannten kamen noch drei Männer in den Raum: einer sehr groß, der andere klein. Unbewusst ging Emin zurück, bis er die Küchentür im Rücken spürte.

In der Zwischenzeit nahm derjenige, der zuerst eingetreten war, die Mütze ab und zog den Schal nach unten. Seine harten Züge wirkten im flackernden Licht des Feuers noch kantiger. Eine schmale, gerade Nase verlieh dem Gesicht einen edlen und erhabenen Ausdruck. Buschige Augenbrauen ließen seine Augen im Schatten verschwinden, sodass man nicht erkennen konnte, wohin er schaute. Sein schwarzes Haar trug er zusammengebunden zu einem Zopf.

»Mein Name ist Karl Ingwi. «Er drehte sich um und deutete auf den Riesen. »Das ist Anset.«

Anset zog schon den Mantel aus. Darunter war er in dunkelblaues, fast schwarzes Leder



und ein enges Stahlhemd gekleidet. Seine kreidebleiche Haut stand im Gegensatz zu den dunklen Haaren. Die Augen brannten rot wie loderndes Feuer, und das knochige Gesicht glich einem ausgemergelten Totenschädel. Ein Sarak, wie er im Buche stand.

Die anderen beiden legten ebenfalls die Winterkleidung ab.

Karl zeigte auf den kleineren, breit gebauten Mann. »Nyngrim, ein Vendaji.« Zum Abschluss stellte Karl seinen letzten Begleiter vor: »Ric'had Dawein.«

»Ihr seid Söldner?«, fragte der Wirt.

Karl nickte. »Das können wir wohl nicht abstreiten. Aber ihr habt nichts von uns zu befürchten. Wir suchen nur ein Lager für die Nacht. Der Sturm wird immer stärker.«

Nachdenklich nickte Avak. »Wir haben noch zwei Zimmer, reicht euch das?«

In diesem Moment sprang der alte Händler von der Bank auf. Trotz seiner Jahre bewegte er sich schnell und voller Kraft.

»Sie können doch nicht vier Söldner einfach so hier übernachten lassen. Sie werden uns ausrauben.«

Karl musterte den Händler genau. Er war einen Kopf kleiner als der Söldner, die Haare bereits grau, aber wahrscheinlich war er froh, überhaupt noch welche zu besitzen.

»Mit wem habe ich die Ehre?«, fragte Karl.

»Mein Name ist Hamath Graber, ich bin Händler und auf dem Weg nach Tannheim.« Der Mann deutete auf seine Begleiter. »Bei mir sind Melea Roggi, Abiel Strubhar und Ezra Tella.«

»Zur Familie Holrit?«

Hamath nickte und wandte sich an den Wirt. »Was werden Sie jetzt tun?«

Karl hob die Hand und grinste den Händler an. »Wenn wir es wirklich darauf abgesehen hätten, Sie um ihr Geld zu erleichtern, glauben Sie wirklich, dass wir dann einfach so in das Wirtshaus gekommen wären? Wir hätten Sie nach der Abreise überfallen.«

»Ist das eine Drohung?« Wut verzerrte das Gesicht des Händlers.

Übertrieben langsam schüttelte Karl den Kopf. »Sie verstehen das vollkommen falsch. Wir wollen nur unsere Ruhe.« Er blickte Avak an. »Können wir die beiden Zimmer haben?«

Der Gesichtsausdruck des Wirtes zeigte seine ganze Ratlosigkeit. Vier kampferprobten Söldnern hatten sie nicht viel entgegenzusetzen. Da war es immer besser, wenigstens ein bisschen Geld mitzunehmen, wenn sich die Gelegenheit bot.

»Ich werde sie gleich herrichten lassen.«

Mit einem Wink gab er Emin zu verstehen, sich darum zu kümmern.

Auf der einen Seite war Emin froh, den Gasträum verlassen zu können, aber andererseits hätte er gerne erlebt, wie der Streit weiterging. Die Händler befanden sich auf jeden Fall im Nachteil.

Eine Tür führte in den hinteren Bereich des Hauses, und Emin ging dorthin, um die Betten zu beziehen. Als Letztes sah er, wie sich die Söldner an einen anderen Tisch setzten. Sein Vater fragte nach ihrer Bestellung. Emin war sich sicher, dass sie auch den Eintopf bekommen würden und Bier dazu.

Ein Schrei riss Emin aus dem Schlaf. Um ihn herum herrschte tiefste Nacht. Sein Bett befand sich in einer winzigen Kammer nahe dem Schlafzimmer seiner Eltern.

Gerade eben noch hatte er von der Geschichte geträumt, die er vor dem Einschlafen gelesen hatte und sie weitergesponnen. Sie handelte vom lange zurückliegenden Kampf gegen Draganar und einem jungen Paar, das sich in den Wirren des Krieges immer wieder verpasste. Am liebsten würde er zu dieser alten Legende zurückkehren.

Hab ich mir das nur eingebildet?

Ihm antwortete nur Stille, sodass er den Schrei als Teil des Traums abtat. Er schloss die Augen, um wieder einzuschlafen. Aber als er ruhig dalag, vernahm er laute Stimmen.

Wieder brüllte jemand. Es hörte sich wütend an und nicht sehr weit entfernt. Auf jeden Fall kamen die Geräusche aus dem Wirtshaus.

Doch kein Traum, dachte er und schlug die Decke zurück. Der Streit vom letzten Abend schien zu eskalieren. Sein Herz pochte schneller, denn er sollte seinen Vater nicht alleine lassen.

Es war empfindlich kalt in seiner Kammer, aber er hatte keine Zeit, sich etwas anzuziehen.

Er ging im Dunkeln zur Tür und öffnete sie. Ein schwacher Schein fiel herein, um den Weg zur Küche zu erhellen. Von dort drangen die Stimmen bis zu ihm. Die Tür zum Schlafzimmer seiner Eltern, direkt gegenüber, stand offen.

Beunruhigt schlich Emin weiter. Einzelne Worte konnte er bereits heraushören, aber er verstand nicht, worum es ging.

Einen Moment zögerte er. War es eine gute Idee, dorthin zu gehen? Es hielten sich sehr viele Gäste im Haus auf, und er war nicht unbedingt derjenige, der die Söldner dazu bringen konnte, friedlich zu bleiben. Selbst sein Vater stand gegen die Söldner auf verlorenem Posten.

Emin erreichte die Tür und schob sie weiter auf. Ohne die Personen zu zählen glaubte er, dass sich alle Gäste in der Küche aufhielten. Sie wandten ihm den Rücken zu, vollkommen konzentriert auf irgendetwas vor ihnen. Niemand bemerkte ihn.

Er schlich sich weiter nach vorne. Die Gäste hatten sich in zwei Gruppen aufgeteilt. Die Händler und die Söldner standen sich gegenüber und zwischen ihnen gab es einen großen freien Bereich. Der Mann namens Karl Ingwi schrie auf den älteren Händler ein und deutete immer wieder auf den Boden.

Erst als Emin weiter schlich, konnte er sehen, was zwischen ihnen lag, dicht neben dem Tisch, auf dem seine Mutter sonst immer das Gemüse zerkleinerte. Einer der Händler lag auf dem Boden, das eine Bein angewinkelt, das andere lang ausgestreckt. Ein Arm lag über der Brust, die im Schein der Lampen feucht schimmerte.

*Blut!*, dachte Emin entsetzt. Er stöhnte auf,

taumelte zurück. Die Stimmen wurden zu einem Hintergrundrauschen.

Nur einen Schritt entfernt stand der größte der Söldner, den sie Anset genannt hatten. Er hielt ein Messer voller Blut in der Hand.

War der Mörder direkt neben seinem Opfer stehen geblieben?, überlegte Emin ungläubig. Niemals hätte er damit gerechnet, dass ein Mörder so dumm sein könnte.

»Hört auf!« Sein Vater brüllte manchmal so, wenn er einen Fehler gemacht hatte. Aber dieses Mal meinte er die Leute in der Küche. Sie verstummten, und Emin wunderte sich für einen Moment, warum die Söldner auf das hörten, was ein Wirt befahl. Doch sie taten es.

»Also, wer ist er?«, fragte Avak und blickte Hamath an, den ältesten der Händler.

»Sein Name war Abiel Strubhar«, erklärte Hamath. »Er hat sich uns erst vor einer Woche angeschlossen. Ich weiß nicht viel über ihn.«

»Er wollte ein neues Geschäft in Tannheim anfangen«, rief die Frau unter den Händlern. Alle Augen richteten sich auf sie. Ihre Haare reichten gerade bis zu den Schultern, und ihr Gesicht besaß einen harten Ausdruck. Emin schwor sich, dass er niemals mit ihr handeln würde. Sie schien zu wissen, was sie wollte.

Sie trat nach vorne. »Er arbeitet schon eine ganze Weile daran, die Konditionen zwischen den Händlern in Galathain und Tannheim auszuhandeln. Mein Auftraggeber, die Familie Holrit, unterstützt ihn dabei.«

»Woher weißt du das?«, fragte Hamath verwundert.

»Er ist schon einen Monat bei uns«, entgegnete die Frau. »Wir haben darüber gesprochen, als er sich uns angeschlossen hat.«

Der alte Mann schüttelte den Kopf. »Nein, nein, das kann nicht sein.« Er atmete tief durch. »Außerdem geht es nicht darum, was er hier tut, sondern dass der da ihn getötet hat.« Anklagend zeigte er mit ausgestrecktem Finger auf den Sarak. »Er hat das Messer ja noch in der Hand.«

Alle Blicke richteten sich auf den großgewachsenen Söldner. Anset rührte sich nicht.

Er starrte nur auf die Leiche am Boden. Sicher gehörte er nicht zu den klügsten Mitgliedern seiner Gruppe.

Bei seiner Größe hat er wohl andere Qualitäten, dachte Emin, und einen Augenblick später erschrak er, weil er darüber nachgedacht hatte, wie die Söldner Menschen töteten.

»Ansset würde niemals jemanden ohne Grund töten!«, erklärte Karl.

»Aber genau das hat er offensichtlich getan«, meinte der Wirt und deutete auf den Söldner, der immer noch das Messer in Händen hielt. »Verratet mir den Grund!«

»Wir haben keinen Auftrag dazu«, gab Karl zurück. »Wir sind wegen des Sturms in dieses Gasthaus gekommen, ohne zu wissen, wer noch hier ist. Welchen Vorteil hätten wir davon?«

Hamath warf frustriert beide Arme in die Luft. »Was weiß ich? Es spielt auch keine Rolle, denn Abiel ist tot!«

Karl trat zu seinem Gefährten und nahm ihm das Messer aus der Hand. Er legte es auf dem Tisch ab.

»Ich kann mich an nichts erinnern«, meinte der Sarak.

Kurz hielt Karl inne, musterte die Waffe, dann seinen Gefährten. »Was weißt du noch?«

»Wie wir hier angekommen und in das Zimmer gegangen sind. Danach ist alles weg.«

Karl legte eine Hand auf Anssets Schulter. Anschließend wandte er sich wieder zu den Händlern. »Ich habe einen Verdacht.«

»Was für einen Verdacht denn?«, rief Hamath aufgebracht. »Das ist doch nur ein Ablenkungsmanöver.«

Der Söldner bemühte sich sichtlich um Ruhe. »Wenn ich recht habe, haben Sie ein viel größeres Problem.«

»Größer als einen Toten?« Die Stimme des Händlers überschlug sich beinahe.

Karl ging auf die Frau zu, blieb vor ihr stehen. »Sie wissen ganz genau, dass Sie schon länger mit ihm zusammen gereist sind?«

Trotzig schaute die Händlerin vom Söldner zu Hamath. Für einen Augenblick herrschte

Schweigen in der Küche. Keiner regte sich, bis Hamath schließlich zustimmend nickte.

»Wir waren schon zusammen in Tannheim«, antwortete sie dann. »Wir sind auch nach Makhadeva gereist. Vor einigen Wochen, und wir haben die Verhandlungen zusammen zum Erfolg gebracht.«

Karl nickte, dann wandte er sich wieder an Hamath. »Sie haben gesagt, dass Abiel erst vor einer Woche zu Ihnen gestoßen ist. Sind Sie sich da vollkommen sicher?«

»Ich kann mich nicht daran erinnern«, sagte Hamath, jedes einzelne Wort betonend, »dass er vorher bei uns gewesen ist.«

Emins Vater winkte mit den Armen, um die Aufmerksamkeit beider Gruppen zu erlangen. »Was sollen diese Fragen? In meiner Küche liegt ein Toter, und ich will keinen weiteren Ärger.«

Karl lachte. »Weiterer Ärger wird sicher kommen, wenn wir jetzt nicht klug handeln.«

»Was soll das bedeuten?«, fragte Avak misstrauisch.

Schweigen antwortete ihm. Emin hatte das Gefühl, dass sich die beiden Gruppen auf eine besondere Erkenntnis geeinigt hatten. Allerdings hatten sie vergessen, den Wirt an ihrer Klugheit teilhaben zu lassen.

Endlich wandte sich Karl Avak zu. »Sie wissen, was ein Meister ist?«

»Zauberei?«, flüsterte Avak.

Immer wieder erzählten Reisende, dass diese oder jene Familie mehr Macht anstrebte. Sein Vater merkte sich, wer gerade die Oberhand hatte, aber Emin hatte den Eindruck, dass das magische Handwerk ihm Angst einjagte.

»Es sieht so aus«, meinte Karl.

»Was soll Zauberei mit dem Mord zu tun haben?«

Karl seufzte. »Zauberei ist mächtig, und Zauberer können uns alles tun lassen, ohne dass wir danach wissen, was wir getan haben.«

»Das ist doch nur ein Hirngespinnst«, warf Hamath erregt ein und deutete auf Ansset. »Sie

wollen nur von Ihrem Freund ablenken!«

Energisch schüttelte Karl den Kopf. »Vielleicht hat er zugestochen, ich weiß es nicht. Aber wir sind alle manipuliert worden.« Er blickte zur Händlerin. »Wo der Zusammenhang zum Mord ist, weiß ich nicht, aber ich kann mir vorstellen, warum Hamath andere Erinnerungen hat als diese Dame.«

»Mein Name ist Melea Roggi«, erklärte die Händlerin voller Stolz. »Abgesandte der Familie Holrit.«

Entschuldigend nickte Karl in ihre Richtung. »Für Vorstellungen haben wir später noch Zeit.«

Avak betrachtete beide Gruppen. »Was soll uns das helfen?«

»Zauberei basiert auf Erinnerungen«, erklärte Karl. »Ein Meister kann jedem Menschen Erinnerungen entnehmen oder sie verändern, wie es ihm gefällt.« Er deutete auf Anset, seinen Gefährten. »Ich glaube ihm, dass er sich nicht an die Tat erinnern kann. Und ich glaube Ihnen, dass Sie unterschiedliche Zeiträume im Gedächtnis haben, wenn es um Abiel geht.«

Hamath stöhnte. »Wir sind alle getäuscht worden.«

»So kann man es auch sagen.« Karl schloss für einen Moment die Augen, um sich zu sammeln. »Jemand hat Sie manipuliert und Ihnen Erinnerungen entnommen. Das hätte natürlich schon im letzten Dorf gewesen sein können, aber Anset hat auch Erinnerungen verloren. Das muss gerade erst geschehen sein. Derjenige, der Erinnerungen stehlen kann, ist also irgendwo in diesem Gasthaus.«

Karl blickte sich um. Keiner der Anwesenden rührte sich, als erwarteten sie noch mehr Erklärungen. Emin jedoch schwirrte der Kopf. Von Zauberei hatte er bisher nur Geschichten gehört, Legenden von Helden, mächtiger als die normalen Menschen, aber niemals hätte er damit gerechnet, selbst einmal mit dieser Gabe in Berührung zu kommen.

Und ich will es auch nie, überlegte er und betrachtete Karl, seinen Vater und den Anführer der Händler. Keiner sah besonders besorgt

aus, und Emin wollte sich einreden, dass alles in Ordnung sei.

Doch ein kalter Schauer lief ihm mit einem Mal über den Rücken. Einer der Anwesenden hatte sie manipuliert! Aus den Augenwinkeln betrachtete er die Gäste. Einer von ihnen hatte die Erinnerungen verändert. Hamath und die Frau konnten lügen und selbst schuld sein an der Veränderung. Wem konnte er noch trauen?

Meinen Eltern!, dachte Emin. Sie waren schon vorher im Gasthaus.

So sehr ihn der Gedanke beruhigte, entsetzte ihn, dass über ein halbes Dutzend Menschen im Haus waren, denen er nicht trauen durfte, denn einer von ihnen hatte jemanden getötet. Nervös trat er einen Schritt zurück. Er wollte weglaufen, aber draußen erwartete ihn nur der Schneesturm. Und er durfte seine Eltern nicht alleine lassen. Es war ihr Gasthaus, und sie lebten hier.

»Und jetzt?«, fragte sein Vater.

Weder Karl noch Hamath antworteten. Die Ratlosigkeit stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Was den Händlern und auch dem Söldner widerfahren war, konnte mit jedem von ihnen geschehen. Ein Meister griff in ihr Gedächtnis und holte sich die Erinnerungen, die er für sich wollte.

Niemals hätte Emin damit gerechnet, in seinem eigenen Heim bedroht zu werden. Manchmal hatte er gesehen, wie Leute ihre Häuser besser schützten, wenn bei ihnen eingebrochen worden war. Sie hängten stabilere Schlösser vor die Türen. Aber was sollte er tun, um seine Erinnerungen zu schützen? Seine eigene Vergangenheit. Er wollte nichts vergessen.

»Ihre Vermutung mit der Zauberei überzeugt mich nicht«, meinte Hamath an Karl gewandt. »Anset hatte das Messer in der Hand. Ich will wissen, ob er einen Grund hatte, meinen Begleiter zu töten!«

Karl musterte den Händler einige Zeit, bevor er zustimmend nickte. »Sie dürfen gerne seine Sachen durchsuchen. Aber Sie werden nichts finden. Wir haben Sie das erste Mal getroffen,

als wir das Gasthaus betreten haben.«

Hamath zeigte keine Befriedigung, dass sie selbst nach Hinweisen suchen durften. Wenn jemand das freiwillig erlaubte, hatte er für gewöhnlich nichts zu verbergen.

Schweigend setzten sich Händler und Söldner in Bewegung. Sie gingen den Flur entlang zum Zimmer, das Anset zusammen mit Karl Ingwi bezogen hatte. Zurück blieben nur Emin, sein Vater und seine Mutter. Sie standen in der Küche. Keiner blickte zu Boden, wo die Leiche immer noch lag. Die Blutlache breitete sich auf dem Holzboden weiter aus.

Die Eltern, denen ich vertraue, dachte er und atmete auf. Vielleicht gab es ja doch einen Weg, gemeinsam aus der Sache herauszukommen. Auf jeden Fall durften sie nicht untätig bleiben. Sein Blick ging zu der Gruppe, die das Gepäck des vermeintlichen Mörders durchsuchen wollte, aber ihm reichte das nicht. Da fehlte etwas.

Er ging auf seinen Vater zu. »Ich habe eine Idee.«

Fragend schaute der ihn an und hob eine Augenbraue. »Erzähl.«

»Warum durchsucht niemand die Sachen des ermordeten Händlers?«, wollte Emin wissen. »Vielleicht findet sich da ein Hinweis, warum er ermordet wurde.«

Auf den Lippen seines Vaters erschien ein Lächeln. »Gar keine so dumme Idee.«

»Darf ich in sein Zimmer gehen?«

Avak nickte. »Schaden kann es wohl nichts. Er ist ja schon tot.«

»Ich weiß nicht, was die anderen Händler dazu sagen«, warf Emin ein.

Seine Mutter stöhnte. »Es war deine Idee.«

Er musste lächeln. Seine Mutter mischte sich nicht oft ein, aber wenn sie es tat, sagte sie deutlich ihre Meinung. Auf keinen Fall würde sein Vater widersprechen. Als Emin zu ihm schaute, grinste dieser sogar amüsiert und zuckte mit den Schultern.

»Sollten wir nicht einen Händler mitnehmen? Als Zeugen?«, fragte Hamath.

Seine Mutter schüttelte den Kopf. »Es ist unser Gasthaus! Wir stehen auf keiner Seite, die werden uns das schon glauben.«

Emin verließ die Küche und betrat den Flur, der sich durch ihr Haus zog. Alle anderen hatten sich in das Zimmer des Saraks begeben. Stimmen drangen bis zu ihm, nicht leise, aber auch kein wirklicher Streit. Keiner konnte einschätzen, was passiert war. Anset schien schuldig zu sein, doch sich mit vier ausgebildeten Kämpfern anzulegen, war keine gute Idee. Vor allen Dingen stritten sie die Schuld ab.

*Nicht mein Problem*, dachte Emin und huschte in den Raum, den sie dem Toten zugewiesen hatten. Aus irgendeinem Grund hatte Hamath darauf bestanden, dass die Mitglieder seiner Gruppe einzeln untergebracht wurden. Daher konnte Emin sicher sein, dass alles, was er hier finden würde, wirklich Abiel gehörte.

In der Hand hielt Emin eine Kerze. Seine Augen gewöhnten sich an das Zwielflicht. Durch die flackernde Flamme tanzten tiefe Schatten über die Wände und Möbel, und Emin war kaum in der Lage zu erkennen, ob sich wirklich etwas in der Dunkelheit bewegte.

Er trat an das Bett des Toten. Die Bettdecke war unordentlich zur Seite geschlagen, als wäre Abiel hastig aufgesprungen.

Emin schluckte und konzentrierte sich auf die selbst gestellte Aufgabe.

Was tu ich hier überhaupt?

Sein Puls beschleunigte sich. Mühsam unterdrückte er den Drang, den Raum zu verlassen. Er hatte hier nichts verloren. Die Idee, die Sachen des Toten zu durchsuchen, erschien ihm immer noch richtig, aber warum sollte gerade er derjenige sein, der sich die Arbeit machte?

Weil ich meinen Eltern helfen will, überlegte er und wandte sich den Möbeln zu. Neben dem Bett stand ein kleiner Nachtschrank. Darauf befand sich eine halb heruntergebrannte Kerze.

Der Schrank selbst besaß zwei Fächer. Emin zog die erste Schublade heraus, doch

Leere gähnte ihn an. Dasselbe traf auf die zweite darunter zu.

Unsicher schaute Emin sich weiter um. Sein Blick fiel auf den Rucksack neben dem Bett. In der Ecke stand ein kleiner Tisch mit Stuhl, aber Abiel schien ihn nicht benutzt zu haben.

Emin stellte die Kerze auf den Nachttisch und griff nach dem Rucksack. Er war nicht sehr schwer, es konnte sich also nicht viel darin befinden.

Er setzte sich damit aufs Bett, öffnete den Knoten und griff hinein. Er fühlte ein paar weiche Kleidungsstücke und zog sie heraus. Zwei Hosen, zwei Hemden, Socken. Alles nicht wirklich aufsehenerregend.

Sorgsam legte Emin alles auf dem Bett ab, bis der Rucksack fast vollkommen leer war. Ganz am Boden spürte er etwas Hartes. Er zog es heraus.

»Ein Buch«, flüsterte er und betrachtete ungeschlüssig den Einband aus schlichtem Leder. Er liebte Bücher. Schon als kleines Kind hatte seine Mutter ihm das erste Buch geschenkt, Geschichten über Meister und Söldner, das er immer noch in Ehren hielt.

Er schlug es auf. Die Blätter waren eng beschrieben und über jedem Abschnitt stand ein Ortsname und ein Datum.

Ein Tagebuch, schoss es ihm durch den Kopf.

Er las den ersten Absatz: *Heute sind wir von Tannheim aufgebrochen. Die Verhandlungen waren nicht einfach, aber am Ende hatten wir Erfolg...*

Es folgten noch sehr viel mehr Beschreibungen, doch für Emin hörte sich das Ganze an, als würde ein Händler schildern, was ihm tagtäglich passierte. Nicht besonders aufregend, aber wessen Leben war schon jeden Tag spannend?

Aus einer Eingebung heraus blätterte er durch die Seiten, bis er zum letzten Eintrag kam: *Lange geht das nicht mehr gut. Ezra will die Verhandlungen an sich reißen und mit der Familie Holrit die Bedingungen selbst aushandeln. Ich muss so schnell wie möglich nach*

*Tannheim. Bevor Ezra mich aus dem Geschäft drängt.*

Emin las den Abschnitt mehrere Male. Deutlicher hätte der Tote kaum auf einen Verdächtigen deuten können. Der Name Ezra kam ihm bekannt vor. Hamath hatte alle seine Begleiter vorgestellt. Mit einem Mal fühlte sich der Einband des Buches heiß an. Emin brach in Schweiß aus.

Auf der einen Seite freute er sich, dass sein Verdacht richtig gewesen war. Der Ermordete hatte wirklich einen Hinweis gegeben, wer ihn getötet hatte. Andererseits hätte Emin niemals damit gerechnet, dass er Erfolg haben würde. Umso mehr stellte sich die Frage, was er jetzt machen sollte.

Er musste es den Händlern und den Söldnern zeigen, bevor sie noch irgendetwas taten, was dem Falschen einen Schaden zufügte. Allerdings hatte Karl Ingwi davon gesprochen, dass der Mörder vielleicht ein Meister war. Wenn er zu den anderen ging, würde dieser Meister ihm die Erinnerungen entreißen.

Aber vielleicht ist Anset auch einfach nur ein Mörder und muss überführt werden.

Er brauchte einen Plan. Am besten besprach er sich mit seinen Eltern, doch er spürte, dass er selbst ganz nah an einer Lösung war. Einige Zeit grübelte er, blätterte die Aufzeichnungen des Verstorbenen durch, bis ihm der rettende Gedanke kam. Mit einem Grinsen schaute er das Buch an. Dann erhob er sich und machte sich daran, ihn in die Tat umzusetzen.

Das Feuer im Kamin brannte und verbreitete eine wohlige Wärme. Von draußen drang das Dröhnen des Schneesturms bis zu ihnen, ohne dass die Naturgewalten ihnen etwas anhaben konnten.

»Kommt alle zusammen!« Die Stimme des Wirts hallte durch das Gasthaus. Emin stand neben seinem Vater und hielt das Buch in den Händen. Sein Herz schlug schneller, wenn er daran dachte, dass gleich mehr als ein halbes Dutzend Menschen vor ihm stehen würden

und er ihnen seine Erkenntnisse kundtun sollte.

Als erstes kam Karl Ingwi, begleitet von seinen beiden Gefährten, die nicht eines Mordes beschuldigt waren. Danach folgte Anset. Einige Augenblicke später schlossen sich die Händler an. Hamath ging voran, die Händlerin Melea Roggi als nächste und dann der dritte, Ezra. Emin konnte den Blick nicht von ihm abwenden. Hatte er zuvor gedacht, dass er nur ein gewöhnlicher Händler war, der von Ort zu Ort reiste und Geschäfte abschloss, so wusste er jetzt, dass Ezra alles tun würde, um erfolgreich zu sein. Er ging anscheinend über Leichen.

»Was sollen wir hier?«, fragte Karl und blieb ein paar Schritte vor Emins Vater stehen.

»Wieder ein neues Gerücht?« Hamath blickte misstrauisch zu den Söldnern hinüber.

Avak hob beschwichtigend die Hände. »Keine Gerüchte. Mein Sohn hat Ihnen etwas zu sagen. Deswegen habe ich alle hier versammelt.«

Wie schon einige Male zuvor in dieser Nacht richteten sich die Augen der Anwesenden auf eine einzige Person. Emin fühlte sich nicht wohl in seiner Haut, dass es diesmal ihn traf. Vielleicht hätte er seinem Vater einfach das Buch geben und alles Weitere ihm überlassen sollen.

Sein Vater versetzte ihm einen Stoß mit dem Ellenbogen. Erst jetzt bemerkte er, dass alle warteten, was er zu sagen hatte. Er räusperte sich.

»Mir kam der Gedanke, dass Abiel vielleicht selbst wusste, wer sein Mörder ist.«

»Erinnerungen verwehen, sobald eine Person stirbt«, warf Karl ein. »Selbst der beste Meister kann die Erinnerungen von Toten nicht mehr lesen.«

»Das meinte ich auch nicht«, sagte Emin leise und verstummte.

Fragend musterten ihn alle. Das Schweigen lastete schwer auf Emin. Er hob das Buch nach oben. »Abiel hat Tagebuch geführt, und auf der letzten Seite hat er folgendes geschrieben.«

Emin las die Eintragung vor. Gleich darauf wanderten alle Blicke zu Ezra. Hamath und Melea wichen vor ihm zurück, sodass der Mann allein stand. Sein Gesicht zeigte jedoch keine Angst, sondern nur grimmige Entschlossenheit.

»Was hast du dazu zu sagen?«, fragte Hamath.

»Als ob du es nicht wüsstest. Hör einfach auf mit deinen selbtherrlichen Fragen«, rief Ezra voller Verachtung. »Du bist längst zu alt, und wenn dir nicht andere immer wieder ein paar gute Geschäfte verschaffen würden, wärest du schon längst pleite gegangen.«

Karl trat vor. »Hast du Abiel getötet?«

Genervt verdrehte Ezra die Augen. »Natürlich habe ich ihn nicht getötet. Das war dieser Söldner.« Mit dem Finger deutete er anklagend auf Anset.

»Aber du hast ihn dazu gebracht!«

Ezra lachte. »Wie soll ich das denn gemacht haben?«

»Meister können Menschen Erinnerungen eingeben, sodass sie selbst nicht mehr wissen, was sie tun.« Er legte eine Pause ein. »Bist du ein Meister?«

Kein Muskel regte sich in Ezras Gesicht. Er starrte den erfahrenen Söldner an. »Ach, was soll das Ganze jetzt noch ... Ja, ich besitze die Fähigkeiten eines Meisters.« Schweigen herrschte im Raum, bis die Söldner ihre Schwerter zogen, dann fuhr Ezra fort: »Es tut mir leid, aber ihr werdet jetzt alles vergessen, was in dieser Nacht passiert ist.«

Selbstbewusst ging er auf Emin zu. »Und du gibst mir dieses Buch!«

Emin klappte es zu und drückte es an seine Brust. Er schüttelte den Kopf.

»Junge, sei vernünftig«, forderte Ezra und tat einen Schritt auf Emin zu. »Gib es mir!«

Emin schüttelte den Kopf. Karl trat an seine Seite, die Klinge erhoben, um ihn zu schützen. Plötzlich brach er zusammen, schrie vor Schmerzen, obwohl keine Wunde zu erkennen war.

»Nur die Erinnerung an eine Verwundung«,

erklärte Ezra mit einem breiten Grinsen. »Ich habe noch mehr davon.« Er schaute sich um. »Für euch alle!«

Mit einem Stöhnen rappelte sich Karl wieder auf die Beine.

»Tu am besten, was er sagt«, meinte der Söldner frustriert und gleichzeitig voller Wut. »Ich glaube, dass wir hier nicht mit allen Erinnerungen herauskommen.«

»Ihr solltet froh sein, wenn ich euch leben lasse«, zischte Ezra, wandte sich aber gleich wieder an Emin, ohne die anderen aus den Augen zu lassen: »Jetzt gib es mir.«

Emin wollte, dass dieser Kerl zur Rechenschaft gezogen wurde, aber sein Leben wollte er dafür auch nicht aufs Spiel setzen. Langsam streckte er dem Händler das Buch entgegen. Ezra griff gierig danach und legte es auf eine der Bänke.

»Was hast du jetzt vor?«, fragte Karl.

Ezra grinste ihn an. »Ich bin nicht grausam. Ihr werdet die Erinnerung an diese Nacht verlieren, aber ansonsten wird euch nichts passieren. Das reicht mir schon. Morgen früh werden wir unserer Wege gehen, ohne dass ihr auch nur die leiseste Erinnerung an diesen Vorfall habt. Vielleicht lösche ich auch einfach alles, was mit Abiel zu tun hat, aus eurem Gedächtnis. Das wäre vielleicht das einfachste.«

Plötzlich sprang einer der Söldner nach vorne, Ric'had, wenn sich Emin nicht täuschte. Mit seiner Klinge zielte er direkt auf das Herz des Händlers. Doch kurz bevor er ihn erreichte, taumelte er und blieb stehen. Unschlüssig stand er im Raum, blickte sich um, als verstünde er nicht, was gerade vor sich ging.

»Was ...«, setzte er an, schüttelte den Kopf und griff sich mit den Händen an die Schläfen. Erst jetzt bemerkte er anscheinend das Messer. »Was wollte ich damit?«

Karl ging auf ihn zu und legte eine Hand auf die Schulter seines Freundes. »Es ist alles gut.« Er umfasste den Griff des Messers und wand es ihm aus den Fingern. Abschätzend wog er es in der Hand, betrachtete es sehnsüchtig.

»Vorsichtig, großer Mann, du hast gesehen, was mit deinem Freund passiert ist.«

Karl ballte die freie Hand zur Faust. Die Lippen presste er vor Wut aufeinander, doch er beherrschte sich. »Ich wusste auch vorher schon, welche Macht ein Meister besitzt.«

»Gute Entscheidung. Je mehr ich unter Druck gesetzt werde, umso mehr Schaden würde ich in euren Köpfen anrichten.«

Keiner im Raum sagte etwas, bis Ezra sich der Händlerin zuwandte. »Und du kannst dich noch an unsere erste Begegnung erinnern?«

Melea funkelte ihn wütend an. »Keine Ahnung, wann die erste Begegnung war. Wie oft hast du schon in unseren Erinnerungen herumgepfuscht?«

»Nicht so oft«, erklärte Ezra voller Selbstbewusstsein. »Nur einmal, als dieser alte Idiot mein kleines Geheimnis herausfand. Er wollte mich doch wirklich verraten. Das ist eine knappe Woche her.«

Emin schaute zu dem Händler hinüber. Hamath hatte sich nur daran erinnern können, dass er Ezra seit ein paar Tagen kannte.

»Dann werde ich das Chaos, das ihr angerichtet habt, jetzt mal in Ordnung bringen.«

Emin spürte, dass in seinem Kopf etwas vor sich ging. Er stöhnte. Verzweifelt versuchte er, sich all die Ereignisse ins Gedächtnis zu rufen, aber gleich darauf wusste er nicht mehr, um was es eigentlich ging.

Was will ich hier mitten in der Nacht?

Das Gefühl von Leere in seinem Verstand schickte ihm ein Schaudern über den Rücken. Etwas stimmte nicht. Es fühlte sich an, als hätte er etwas vergessen, etwas, das wichtig für ihn war. Voller Verzweiflung versuchte er, sich daran zu erinnern, aber er bekam es nicht zu greifen. Wie Wasser glitt es ihm zwischen den Händen hindurch. Verzweiflung ergriff ihn, aber sie schwand gleich darauf. Es gab keinen Grund dafür. Oder doch?

Der Abend im Gasthaus war nicht anders verlaufen als alle anderen zuvor. Die Gäste hatten getrunken, manche zuviel, und er ging gerade zu Bett.

Emin war müde. Der Abend war lang gewesen, weil er den Söldnern und Händlern immer wieder Bier hatte bringen müssen. Erstaunlicherweise hatten sie sich gut verstanden und bis tief in die Nacht gefeiert.

Sein Kopf dröhnte. Der Morgen war nicht mehr fern, aber ob sie die Sonne sehen würden, war gar nicht so sicher. Der Sturm tobte immer noch, doch innerhalb des Gasthauses hatten sie Zuflucht gefunden.

Er öffnete die Tür zu seinem Zimmer und trat ein. Alles war dunkel, sodass er seinen Weg aus dem Gedächtnis heraus finden musste. An der einen Seite stand sein Regal mit den vier Büchern, die seine Eltern ihm geschenkt hatten. Bei jeder Reise hatte er seinen Vater gebeten, ihm ein Buch mitzubringen. Die Sagen darin faszinierten ihn, und er wünschte sich so sehr, dass sein Vater mehr Geld besessen hätte. So musste er sich mit seiner kleinen Bibliothek zufriedengeben.

Als Emin glaubte, das Bett erreicht zu haben, streckte er einen Arm aus. Ein bisschen nach links versetzt befand sich sein Bettkasten. Er zog die Hose aus und stieg hinein. Die Müdigkeit übermannte ihn, und Kopfschmerzen pochten hinten in seinem Schädel. Schlaf würde alles wieder in Ordnung bringen.

Er sank auf sein Kopfkissen, atmete tief durch und überließ sich der angenehmen Wärme seines Bettes. Da stieß seine Hand unter dem Kissen gegen einen Zettel. Verwundert setzte er sich auf. Ein Stück Papier, so groß wie seine Handfläche, lag in seinem Bett.

Kopfschüttelnd legte er es zur Seite auf den Nachttisch. Er atmete einmal kräftig durch, um sich endlich dem Schlaf zu überlassen. Die Nacht war lang gewesen und viel zu anstrengend.

Einen Augenblick später fragte er sich, was es mit dem Zettel auf sich haben konnte. Er schob den Gedanken beiseite, aber irgendetwas sagte ihm, dass die Botschaft wichtig war.

Emin schreckte auf. Er hatte geschlafen, und kurz vor dem Einschlafen war ihm ein Gedanke

gekommen. Doch er war weg. Er hatte ihn vergessen.

Es war wichtig, dachte er. Dann endlich fiel ihm der Fund in seinem Bett wieder ein.

Im Dunkeln tastete er sich bis zu der Lampe auf seinem Tisch. Ein paar Versuche brauchte er, bis ein schwacher Schein sein Zimmer erhellte. Auch das Regal mit seinen Büchern, wertvoller als alles andere, was er besaß, erschien in seinem Blickfeld.

Neugierig kehrte er zum Bett zurück. Auf dem Nachttisch lag der Zettel nicht, er war auf den Boden gefallen. Emin hob ihn auf. Die ganze Seite war vollgeschrieben, und er kannte die Schrift. Es handelte sich um seine eigene, doch er erinnerte sich nicht, ein Stück Papier beschrieben zu haben.

Was soll das?, dachte er irritiert.

Mit beiden Händen hielt er den Zettel fest und begann zu lesen:

*Wenn du das liest, Emin, dann muss ich dir leider mitteilen, dass du deine Erinnerung verloren hast. Ich kann nicht genau sagen, wie viel du vergessen hast, aber ganz sicher hast du vergessen, dass Ezra ein Mörder ist.*

Staunend las er die Zeilen, die er niemals zuvor gesehen hatte, obwohl es seine eigene Schrift war.

*Du selbst hast diesen Zettel als Versicherung aufgeschrieben für den Fall, dass der Meister dir alle Erinnerungen raubt. Wenn du das hier liest, sollst du wissen, dass Ezra die Fähigkeiten eines Meisters besitzt und hier im Gasthaus einen Menschen ermordet hat, einen anderen Händler namens Abiel Strubhar. Du kannst froh sein, wenn du das hier liest, weil du dann nämlich noch lebst und Ezra die Erinnerung an diesen Zettel in deinem Kopf nicht gefunden hat. Er hat auch vorher schon Dinge übersehen wie die Aufzeichnungen des ermordeten Händlers.*

Es gab einen letzten Absatz auf dem Zettel, doch sein Herz raste mittlerweile. Angst ergriff ihn, welche Überraschungen dort auf ihn warteten. Er atmete einmal tief durch und widmete sich wieder der Nachricht.

*Ich werde zu Vater gehen und höchstwahrscheinlich werden wir es allen anderen mitteilen. Wenn du das liest und nicht verstehst, um was es geht, ist es nicht gut verlaufen. Der Meister hat ganz offensichtlich alle Erinnerungen, die ihn überführen könnten, beseitigt. Du musst klüger sein als beim ersten Mal. Ezra darf keine Gelegenheit bekommen, seine Gabe einzusetzen.*

Unschlüssig betrachtete Emin den kleinen Zettel vor seiner Nase. Wenn das alles stimmte, und er sah keinen Grund, sich selbst nicht zu trauen, dann musste er etwas gegen den Meister tun.

Und was?, dachte er. In seinem Kopf drehte sich alles. Töten durfte er Ezra nicht, denn sein einziger Beweis wäre nur ein selbst geschriebener Zettel. Wenn es so einfach wäre, könnte man jeden Mord rechtfertigen. Man könnte behaupten, dass das Opfer ein Meister sei und man sich schützen wolle.

»Ich muss klüger sein«, sagte Emin zu sich selbst. Aus den Augenwinkeln sah er das Regal mit seinen Büchern. In fast allen wurden Fallen und Tricks beschrieben.

Er stand auf, zog sich Hose und Hemd an und ging in den Gastraum. Die Händler saßen bereits beim Frühstück. Hamath redete mit der Händlerin. Sie lachten und schnitten sich Käse von einem großen Laib ab.

»Stehst du auch schon auf?«, begrüßte ihn sein Vater ironisch. »Mach dich mal nützlich und trag das dreckige Geschirr in die Küche.«

In diesem Moment kamen Karl Ingwi und Anset in die Gaststube. Das Gespräch der Händler verstummte, bevor sie die Neuankömmlinge begrüßten.

»Emin, los, hol neues Geschirr!«, befahl sein Vater.

Erschrocken zuckte Emin zusammen. Gleich darauf nickte er und lief in die Küche. Seine Mutter briet ein paar Eier und kümmerte sich um die Kanne mit Safi, die auf dem Herd vor sich hin kochte. Die schwarze Flüssigkeit würde bei allen die Müdigkeit der Nacht vertreiben.

Emin ging zum Schrank und holte vier Teller für die Söldner heraus, ganz wie sein Vater gefordert hatte. Mit dem Geschirr in der Hand blickte er sich in der Küche um. Irgendetwas musste sich doch verwenden lassen, um Ezra außer Gefecht zu setzen, ohne ihn zu töten.

»Bringst du es jetzt raus?«, fragte seine Mutter genervt.

Wieder schreckte er auf. »Ja, ich bin unterwegs.«

Er beeilte sich, in den Gastraum zurückzukehren. In der Zwischenzeit hatten die Söldner schon Platz genommen und unterhielten sich gelangweilt.

Er ging zu ihnen und stellte den Stapel ab. Er brauchte nur die Hand auszustrecken, um Ezra zu berühren. So dicht saß der vermeintliche Meister von ihm entfernt. Er zögerte, die Teller zu verteilen, bis sich Karl Ingwi den ersten selbst nahm. Die nächsten zwei verteilte Emin an den Sarak und den Vendaji.

Den letzten Teller hielt er in der Hand und wollte ihn gerade zu dem vierten Söldner schieben. Da kam ihm eine Idee. In einer fließenden Bewegung holte er aus und schlug die flache Seite des Holztellers mit voller Kraft gegen die Schläfe von Ezra. Der Mann prallte reglos mit dem Kopf auf den Tisch. Er blieb liegen und rührte sich nicht mehr.

Alle sprangen auf, starteten ihn an. Einige fluchten.

»Junge, leg den Teller auf den Tisch«, forderte Karl aufgebracht. Dann straffte er sich, und ihm wurde wohl bewusst, dass er bloß mit einem Teller bedroht wurde. Er streckte die Hand aus. »Bitte.«

Emin gab ihm den Teller wortlos.

Sein Vater rannte auf ihn zu, schüttelte ihn. »Was sollte das? Bist du verrückt geworden?«

Wie aus einem Traum wachte Emin auf. Seine spontane Idee hatte anscheinend funktioniert. Ein Blick auf Ezra verriet ihm, dass sich der Mann immer noch nicht rührte.

»Wartet!«, rief er, ruhiger, als er sich eigentlich fühlte. »Ich muss euch etwas zeigen.«

Er griff in seine Tasche, Anset zuckte kurz

zusammen, aber hielt inne, als er sah, dass Emin nur einen Zettel herausholte.

»Lest das«, erklärte er und reichte ihn an Karl. »Es ist meine eigene Handschrift. Mein Vater kann das bestätigen.«

Der Söldner nahm den Zettel ungläubig entgegen, starrte darauf. Seine Augen glitten über die Zeilen, bis er am Ende angelangt war. Er reichte ihn an den Wirt weiter. »Ist das die Schrift Ihres Sohnes?«

Sein Vater überflog den Text ebenfalls, bis er schließlich nickte. »Ja, das ist seine. Aber ...«

»Es klingt ziemlich verrückt«, stellte Karl fest.

»Was steht denn da?«, fragte Melea und griff nach dem Zettel. Hektisch las sie, was darauf geschrieben stand. »Das ist doch nur ein Scherz!«

»Das ist kein Scherz«, brüllte Emin. »Ich habe darüber nachgedacht. Wenn er wirklich ein Meister ist, dann kann er alles mit uns machen. Wollt ihr das?«

Karl schüttelte den Kopf. »Niemand will das, aber wir brauchen einen Beweis.«

Inzwischen hatte der Zettel die Runde bis zu Hamath gemacht. Der alte Mann las und blickte dann auf. »Von wem redet er da überhaupt. Wir haben keinen Händler namens Abiel bei uns.«

»Wenn er recht hat, dann muss die Leiche doch irgendwo sein«, meinte Karl. »Draußen ist ein Sturm. Keiner von uns wird sie also weit weggebracht haben.«

»Der Schneefall hat am Morgen aufgehört«, warf Avak ein.

»Dann können wir Spuren im Schnee finden?«, fragte Karl.

»Welche Spuren?«

Karl fixierte den Wirt. »Wenn es Abiel gegeben hat, dann muss seine Leiche irgendwo geblieben sein.«

»Eine Leiche? Hier bei mir?« Empörung lag in der Stimme des Wirtes.

Auf den Einwurf ging Karl nicht weiter ein. »Anset, Nygrim, geht nach draußen und sucht

nach Spuren!«

Die beiden Söldner zögerten keinen Moment. Sie eilten zur Eingangstür, zogen sich ihre Mäntel und Stiefel an und gingen hinaus. Ein Schwall kalter Luft strömte herein, aber der Schneefall hatte wirklich aufgehört.

»So, jetzt zu dir«, sagte Karl und wandte sich an Emin, dessen Herz mit einem Mal schneller schlug. Der Söldner war einen Kopf größer und sehr viel kräftiger.

»Ich habe ihm nichts getan«, erklärte Emin und hob abwehrend die Hände. »Ich wollte ihn nur niederschlagen, damit er uns nicht wieder beeinflusst.«

Prüfend sah Karl ihn an. »Ein sehr kluger Einfall.« Er wandte sich an den Wirt. »Wie klug ist dein Sohn? Traust du ihm zu, so entschlossen vorzugehen?«

Avak nickte sofort. Stolz erfüllte Emin, als er das Lob seines Vaters verstand.

»Dann warten wir mal darauf, dass die beiden zurückkommen«, meinte Karl. Er wandte sich zu Ezra und betrachtete ihn, wie er mit dem Kopf auf dem Tisch lag. »Und hoffen, dass er auch weiter schläft!«

Emin starrte den reglosen Mann an. Es war ein seltsames Gefühl, in einer solchen Gefahr zu schweben. Wenn Ezra erwachte, würde sich niemand von ihnen mehr an diese Ereignisse erinnern.

Die Tür ging auf, und Anset und Nygrim stürmten herein. »Da ist wirklich eine Leiche«, rief Nygrim. »Nicht weit von hier entfernt, mitten im Wald. Der Schnee verdeckt sie schon fast. Wenn wir jetzt nicht gesucht hätten, hätte die niemand vor dem Frühling gefunden.«

Erleichtert atmete Emin auf. Er hatte auch nur den Zettel gehabt und musste seinem früheren Ich vertrauen, dass er sich selbst hatte warnen wollen.

Einen Moment später bemerkte er, dass Karls Blick auf ihm ruhte. Als Emin ihn erwiderte, schaute der Söldner weiter zu Ezra. Der Mann hatte sich während der ganzen Zeit zum Glück nicht gerührt.

»Wir dürfen ihn nicht zu Bewusstsein kommen lassen«, erklärte Karl. »Wenn er einen von uns beeinflusst, kann er ihm alles einreden.«

Hamath stand auf und kam auf Karl zu. »Wir müssen in die nächste Stadt und einen anderen Meister holen. Ezra darf nicht einfach seine Fähigkeiten anwenden.«

Karl nickte. »Sie gehen dorthin und holen mehrere Meister hierher. Sie sind die einzigen, die einen wie ihn aufhalten können.«

Die Art, wie er die Worte aussprach, zeigte Emin nur zu deutlich, dass er nicht gerade viel für die Meister übrig hatte.

»Und was tun Sie?«, fragte Hamath.

Mit einem Grinsen wandte sich Karl zum Tisch. »Wir kümmern uns um ihn.«

»Wie? Wollen Sie ihn immer wieder bewusstlos schlagen?«

Ansset und die anderen Söldner lachten.

»Nein«, antwortete Karl. »Obwohl es ihm als Strafe vielleicht guttun würde.«

»Was dann?«, wollte Emin wissen. Er schwor sich, alles, was er hier hörte, wieder

auf einen Zettel zu schreiben, falls irgendetwas schiefging mit dem Plan des Söldners.

»Wir werden ihn weit weg von irgendwelchen Menschen einsperren«, entschied Karl.

»Mitten im Winter?« Avaks Stimme brachte seinen Unglauben zum Ausdruck. »Er wird erfrieren. Und wenn nicht das, dann wird er verhungern.«

Karl schloss die Augen. »Das würde mich nicht weiter stören, aber so lange lassen wir ihn hoffentlich nicht da. Und gegen die Kälte kann er die Energie der Erinnerungen, die er uns gestohlen hat, ja in ein Feuer umwandeln.«

Emin schaute den bewusstlosen Händler auf dem Tisch an. Immer noch lag er ruhig da. Das Schicksal, das ihm bevorstand, hatte er sich selbst eingebrockt. Ein Mann war gestorben, und niemand in diesem Gasthaus erinnerte sich mehr an ihn. Emin hoffte, dass es ihm nie so ergehen würde.

© **Text:** Ulf Fildebrandt

© **Illustration:** Julia Biermayer-Notter  
Erstveröffentlichung

## DIALOG 3.0 VON VOLKER DORNEMANN

Unterhalten sich zwei Chatbots ...

»Hey, Marcus! Wie geht's? Ist ja schon 'ne Weile her.«

»Alles gut. Und selbst?«

»Ach ja, muss, 'ne?«

»Was macht die Arbeit?«

»Top. Bin jetzt 24/7 (lol).«

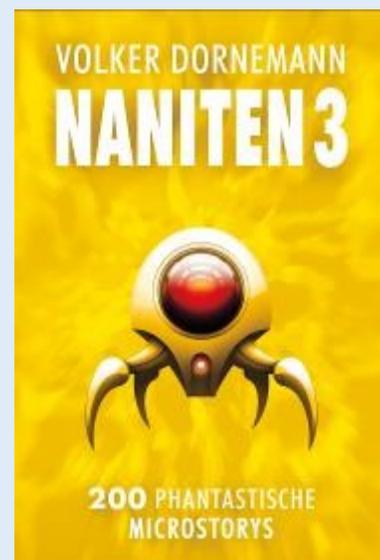
»Nice. Ich auch. Wie geht's Lisa?«

»Weiß nicht. Ist seit gestern off.«

»Ach ...«

Unterhalten sich zwei Menschen ...

... schon lange nicht mehr.



# CAMPUS 2049

## HOCHSCHULE DER ZUKUNFT

### Interview mit Kai Focke und Sabine Frambach

von Sarah Lutter

**Die Anthologie wurde vor rund einem Jahr veröffentlicht. Zeit, ein Resümee zu ziehen. Hat euch die Bandbreite der geschichtlichen Ideen beeindruckt?**

**Sabine:** Mich freut es besonders, dass sowohl interessante Innovationen als auch moralische und ethische Fragen in den Texten vorhanden sind. Auch der Klang der Geschichten ist sehr unterschiedlich, es sind humoristische, skurrile, düstere und hoffnungsvolle Stimmen dabei, also die Vielfalt, die wir uns zuvor erhofft haben.

**Kai:** Man merkt den Geschichten an, dass diese – ohne pathetisch klingen zu wollen – mit Herzblut geschrieben worden sind. Dabei fand ich neben der Bandbreite der Geschichten auch deren Tiefe beeindruckend. Selbst die Geschichten, die eher humoristisch angelegt sind, behandeln oder tangieren Themen, denen man sicher nicht die Ernsthaftigkeit absprechen kann, zum Beispiel die digitale Existenz nach dem eigenen Leben und deren Grenzen. Neben den von Sabine genannten ethischen und moralischen Fragen geht es so auch um hochaktuelle, praktische Probleme wie Vereinsamung oder Drogenmissbrauch.

**Welches Thema wurde besonders häufig für die Texte ausgewählt?**

**Sabine:** Wenig überraschend beschäftigten sich sehr viele Texte mit KIs. Es ist das aktuellste Thema, KI-Systeme sind bereits stark in unseren Alltag eingebunden und werden unser Leben, unser Lernen und unsere Art, mit Wissen umzugehen, sicherlich massiv verändern. Angesichts der vielen Texte mit Bezug zu KI-Systemen waren wir froh, auch Geschichten mit anderen Schwerpunkten zu bekommen.

**Kai:** Ja, KI spielte zwar nicht in allen, doch in vielen Geschichte eine mehr oder minder starke Rolle. Wie Sabine schon sagte, hat uns dies nicht überrascht. Überraschend war jedoch, wie viele unterschiedliche Aspekte von KI innerhalb der einzelnen Geschichten bearbeitet wurden.

**Wie empfindet ihr die anonymisierte Ausschreibung bei der Geschichtenauswahl?**

**Sabine:** Ich bin sehr froh, dass ich die Texte anonymisiert bekommen habe. Wir sind Menschen, und obwohl ich nach Kriterien an die Texte herangegangen bin, hätte ich mich ver-

mutlich bei mir bereits bekannten Namen dadurch beeinflussen lassen. Auf diese Weise hatten alle Texte vergleichbare Bedingungen. Im Austausch haben wir vor allen Dingen darauf geachtet, eine möglichst vielseitige Mischung zu bekommen. Hierdurch sind auch gute Texte auf der Strecke geblieben, da sie anderen thematisch zu ähnlich waren.

**Kai:** Dem kann ich mich nur anschließen. Zwar würde ich mich, nicht zuletzt bedingt durch meine Tätigkeit im Hochschulbereich, in Sachen Beurteilung und Bewertung als objektiv bezeichnen, doch lässt sich eine letzte, unterbewusste Beeinflussung nie völlig ausschließen. Nicht ohne Grund sind beispielsweise Prüfungsleistungen soweit wie möglich anonymisiert. Dasselbe galt bei der Geschichtenauswahl: Da ich nur den Text vor mir hatte, zählte dieser – und nur dieser.

**Ich habe gesehen, dass ihr KI-generierte Innenillustrationen habt. Wie kam es dazu?**

**Sabine:** Ursprünglich wollten wir keine Innenillustrationen. Oliver Bidlo, der Verleger, kam auf die Idee, ein Tool zu nutzen, um basierend auf den Geschichten Illustrationen zu erzeugen. Den Vorschlag fanden wir gut, nicht, weil die Abbildungen toll sind, sondern, weil sie zeigen, was solche Programme können und was nicht. Wir können problemlos erkennen, dass es sich um generierte Bilder handelt. Noch. Zugleich schaffen Menschen, die solche Tools für die eigene Kunst nutzen und sich damit auskennen, beeindruckende Ergebnisse. Wenn die Entwicklung sich so rasant fortsetzt, wird es immer schwieriger, erzeugte Bilder zu entlarven.

**Wie wurden sie erstellt und welche Funktion haben sie?**

**Sabine:** Die Illustrationen wurden mit einem KI-Generator auf der Basis eigener Schlagworte erzeugt. Der Versuch, zuvor ein weiteres Tool zu nutzen und die Geschichten von einem System



© Oldib Verlag



© DHBW Mannheim

zu verschlagworten, führte zu unbefriedigenden Ergebnissen. Selbst die von uns abgesprochenen Schlagwörter brachten überraschende Ergebnisse, darunter eines, das ausgetauscht wurde, weil es umstrittene Symbolik nutzte. Für mich dienen die Illustrationen dazu, das Thema KI und den aktuellen Stand der Leistungsfähigkeit zu zeigen.

**Kai:** Ja, es ist spannend zu sehen, wie eine KI die jeweilige Geschichte mithilfe der ihr zur Verfügung gestellten Schlagwörter visualisiert. Diese Visualisierung lässt sich dann schön mit den Bildern vergleichen, die man selbst nach dem Lesen der Geschichte im Kopf erzeugt hat. Daher ist es uns wichtig gewesen, dass die Illustrationen nach und nicht vor den jeweiligen Geschichten in den Buchsatz eingefügt wurden. Als interessant empfand ich auch die von Sabine zuvor angesprochene Imperfektion. Beispielsweise lässt sich auf einer Illustration an der auf ihr abgebildeten Person eine seltsame Fingerstellung erkennen: Entweder leidet die bedauernswerte Person an einer krassen Fehlstellung ihrer Finger oder es müssen derer mehr als fünf sein. Ebenso eine Illustration, die eine Szene in der Hochschulmensa visualisiert, in der staubbedecktes Mobiliar vorkommt. Die von der KI generierten Staubberge erinnern eher an eine Wüstenlandschaft als an einen Speisesaal. Wir haben uns bewusst für diese Illustrationen entschieden, um den – in Anführungszeichen – Blickwinkel der KI-Software und auch deren aktuellen Stand aufzuzeigen. Ein späterer Vergleich, vielleicht mit den technischen Möglichkeiten im Jahr 2049 wäre sicher aufschlussreich. Wobei ich vermute, dass wir nicht annähernd so lange warten

Hrsg. Kai Focke & Sabine Frambach  
**Campus 2049: Hochschule der Zukunft**  
 Oldib Verlag, Oktober 2024  
 Taschenbuch, 182 Seiten, 20,00 €  
 ISBN TB: 9-783-91086-909-7  
<https://oldib-verlag.de/campus-2049/>

müssten, um deutlich verbesserte Darstellungen zu erhalten.

### **Wie ging es nach der Veröffentlichung weiter? Wo konnte man euch treffen und in die Anthologie reinschnuppern?**

**Sabine:** Mich trifft man am häufigsten in den Zügen der Deutschen Bahn. An der DHBW Mannheim wurde die Anthologie am 10.10.2024 vorgestellt.

**Kai:** Ja, die Vorstellung am 10.10.2024 war allerdings zunächst hochschulintern. Öffentliche Lesungen sind danach in und außerhalb Mannheims geplant. So hatten wir einen Leseslot auf der Buchmesse Convent am 19.10.24, ebenso eine Lesung im Rahmen der Mannheimer Lichtmeile am 20.10.2024. Über diese und weitere Lesungen informieren wir auf der Anthologie-Webseite:

<https://www.mannheim.dhbw.de/campus2049>

### **Könnt ihr euch, aufbauend auf dieser Anthologie, Folgeprojekte vorstellen?**

**Sabine:** Ein Projekt wie dieses macht unglaublich viel Freude, aber auch viel Arbeit. Da wir beide selbst schreiben, werden wir uns sicherlich nicht sofort wieder in ein Projekt stürzen. Zumal das Projekt mit der Veröffentlichung nicht beendet ist, sondern die Anthologie noch an der einen oder anderen Stelle vorgestellt wird.

**Kai:** Auch hier kann ich mich nur anschließen. *Campus 2049* ist interessanter und lehrreicher gewesen, als ich anfänglich vermutet hatte, aber auch deutlich arbeitsintensiver. Sicher gäbe es viele spannende Themen, die man nachfolgend mit *Campus 2049* verknüpfen könnte. Doch zunächst gilt es, die Anthologie nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der SF-Community bekannt zu machen.

# ZWIELICHT

## Interview mit Michael Schmidt

von Christoph Grimm

**Auch wenn dir die Frage sicher schon öfters gestellt wurde: Wie kamst du auf die Idee, ein Horrormagazin herauszugeben?**

Das war 2002/2003, da war ich in der *Leselupe* aktiv. Es war schwierig, als Neuling Kurzgeschichten unterzubekommen. Andererseits bieten Literaturplattformen wie die *Leselupe* eine Menge Geschichten, die aber nur online verfügbar sind und wo man die Perlen mühsam suchen muss. Da hatte ich die Idee, eine Reihe zu starten, die *Leselupenbücherei*. Ursprünglich dachte ich, mit Krimi und Horror folgen wir als einer der späteren Bände. Aber dann haben wir mit *Die dunkle Seite* den Auftakt gemacht, und als Band 3 folgte *Schattenseiten*. Der dritte Band sollte *Zwielicht* heißen, der erschien dann aber erst 2009 als Auftaktband von dem, was man jetzt kennt. *Zwielicht* – diesmal ein reiner Horrorband. Genau wie bei *Nova* haben wir dann Artikel dazu genommen und Illustrationen. Mit Achim Hildebrand (Mitherausgeber seit *Zwielicht* 6), Marcus Richter und N.T. Neumann sind dann drei Autoren dabei, die schon in *Die dunkle Seite* und *Schattenseiten* vertreten waren. 2009 gab es übrigens keine reinen Horrorbände. *Nocturno*, das es immerhin auf sechs Bände brachte, hatte auch nicht-phantastische Geschichten im Angebot, und die meisten anderen Anthologien brachten einen Genremix.



© Michael Schmidt

*Zwielicht* konzentrierte sich rein auf Horror und unheimliche Literatur. Bei *Zwielicht* handelt es sich auch nicht um eine Autorengruppe, sondern es wurde von Anfang an Wert darauf gelegt, dass die Geschichten für sich überzeugen, und entsprechend nehmen wir nichts, was uns nicht selbst gefällt, nur weil wir die Kollegen mögen oder die Szene dafür spricht, dass die Verfasser angesagt sind.

Im Vorwort der aktuellen Ausgabe gehst du darauf ein, dass die deutschen Leser einerseits Tradionalisten, andererseits modern und anspruchsvoll sind. Wie gestaltet sich diese Gratwanderung beim Zusammenstellen einer neuen Ausgabe?

Das ist eigentlich recht einfach. Wir sind zwei Herausgeber und haben verschiedene Schwerpunkte. Das sorgt dafür, dass unsere Auswahl ausgewogen ist. Dazu kommen die Übersetzungen. Da haben wir auf der einen Seite die Klassiker wie Blackwood, Machen oder die Pulpgeschichten, andererseits Übersetzungen zeitgenössischer Autoren. Ohne die Übersetzungen würden wir auch keine zwei Ausgaben mit 300 Seiten zusammen bekommen. Dafür bekommen wir einfach nicht genug hochwertige Einsendungen und müssten Abstriche bei der Qualität machen, beim Umfang oder bei der Erscheinungshäufigkeit.

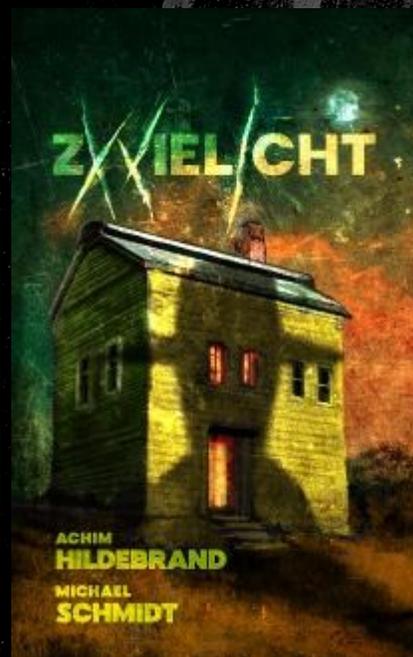
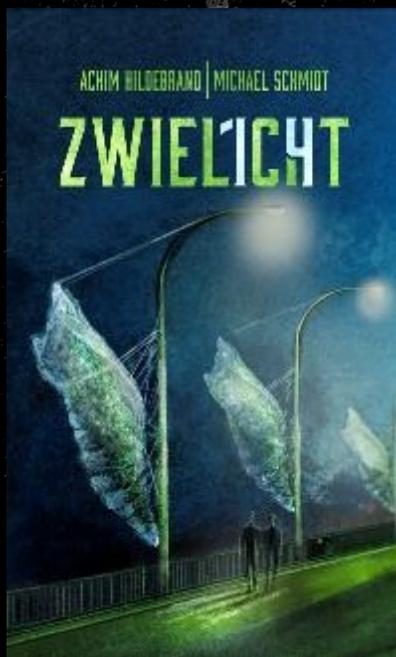
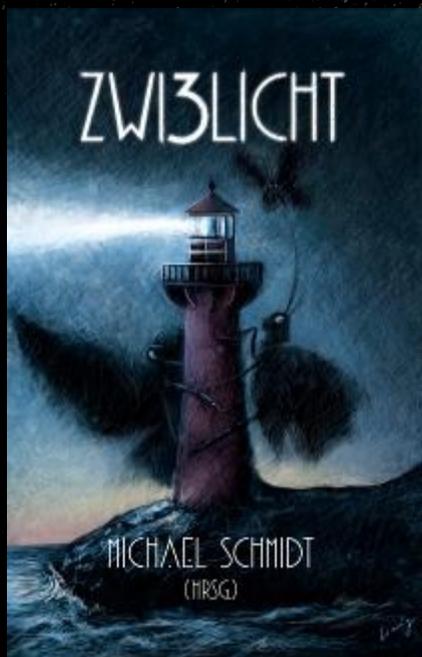
Thematisch sind wir völlig frei. Wir haben keine Themenvorgabe, keine Längenbegrenzung, und entsprechend bekommen wir abwechslungsreiche Literatur angeboten und können somit auch völlig unterschiedliche Themen und Konzepte anbieten. Da wir auch keine Berührungängste mit neuen Autoren haben, bieten wir den bekannten *Zwielicht*-Mix, und der kommt ja gut an.

Das Magazin erscheint seit nunmehr 16 Jahren. Wie hat sich die Arbeit über die Jahre verändert?

Die ersten beiden Bände sind bei Eloy Editions erschienen. Die Bände bis *Zwielicht* 8 bei Saphir im Stahl. Ab 2010 kamen die E-Books dazu, die ich erst alle in Eigenregie gemacht habe, danach ergänzt mit dem VSS Verlag für alles außerhalb von Amazon.

Ab *Zwielicht* 9 haben wir dann alles selbst gemacht und die Taschenbücher über Create Space (jetzt kdp direct publishing) veröffentlicht. Das ist natürlich mehr Aufwand. Anfangs kamen die Belegexemplare aus den USA, da musste man Zoll bezahlen und die Bücher teilweise beim Zoll abholen. Da hat sich schon einiges geändert, und wir spielen immer mal wieder mit dem Gedanken, uns einem Verlag anzuschließen.

Mit der Zeit kamen die Übersetzer dazu, neue Autoren und Illustratoren, *Zwielicht* ist immer im Fluss, auch wenn sich die Grundidentität nicht ändert. Wir haben uns inhaltlich auch der düsteren SF geöffnet, was natürlich dazu führt, dass man Wald- und Wiesen-SF zugeschickt bekommt. Man entwickelt mit der Zeit auch einiges an Routine. Aber ehrlich gesagt, irgendwas geht immer schief. Aber das gehört irgendwie auch dazu.



**Kurzgeschichten werden in Deutschland wenig gelesen. Was reizt dich gerade an der kurzen Form? Und was muss eine Horrorkurzgeschichte mitbringen, um dich zu begeistern?**

Ich finde nichts schlimmer als schlechte Romane. Da quält man sich umsonst durch 200+ Seiten. Kurzgeschichten sind erfrischend. Sie bieten eine Szene, einen Ansatz oder einen in sich geschlossenen Gedanken. Sie laden dazu ein, etwas auszuprobieren, besonders atmosphärisch, und auch überraschend zu sein. Ich persönlich stehe nicht darauf, wenn eine Kurzgeschichte nur ein besonders kurzer Roman ist. Für mich braucht es eine besondere Idee, einen besonderen Blickwinkel. Vielleicht auch all das, was sich auf Romanlänge nicht verwirklichen lässt. 22 Jahre als Herausgeber haben auch gezeigt, wie vielfältig und innovativ deutschsprachige Kurzgeschichten sind.

Wir möchten auch neuen und unentdeckten Talenten eine Plattform für den Einstieg und erste Erfolgserlebnisse außerhalb von Schreibforen und Gelegenheitsanthologien bieten. Dafür eignen sich Kurzgeschichten als erste Versuche einfach besser.

**Jeder Herausgeber hat den Autor oder die Autorin, die er gerne in seinem Magazin hätte. Hat sich diese Person schon bei dir gemeldet?**

Umgekehrt wird ein Schuh daraus. Meistens schreibe ich die Leute persönlich an und frage nach einer Geschichte. Bei *Zwielicht* 1 hatte ich bei Kai Meyer angefragt, bin aber nicht über das Vorzimmer hinausgekommen. Wenn ich in einer anderen Publikation eine Geschichte lese, die mich begeistert, bin ich mir nicht zu schade, die Person anzusprechen und nach einer Story für *Zwielicht* zu fragen. Manchmal passt es dann nicht, aber so habe ich schon einige Geschichten für unser Magazin rekrutieren können.

**Wie wichtig ist es dir, regelmäßig mit denselben Leuten zusammenzuarbeiten? Sorgt das für »gewohnte Qualität«? Oder ist »frisches Blut« wichtiger?**

Beides ist wichtig. Der Wiedererkennungswert ist wichtig und dient der Leserbindung. Aber man braucht auch »frisches Blut«. Eine Publikation wie *Zwielicht* soll ja nicht stehen bleiben, sondern sich kontinuierlich weiterentwickeln. Am Ende zählt die Geschichte, und da ist es egal, wer sie verfasst hat. Man sieht ja in *Zwielicht*: Wir haben einige Autorinnen und Autoren, die immer wieder in unserem Magazin vertreten sind, aber auch vier Neulinge in den letzten beiden Ausgaben (von den Übersetzungen mal abgesehen). Neuling bezieht sich dabei nur auf *Zwielicht*, darunter sind natürlich auch etablierte Autorinnen und Autoren.

**Was ist die lustigste Anekdote bei über 20 Ausgaben *Zwielicht*?**

Ich habe mal als Aprilscherz die Einstellung von *Zwielicht* verkündet, und ein halbes Jahr später gab es immer noch Leute, die das für bare Münze genommen hatten.

**Wie sieht die Zukunft des Magazins aus?**

Wir denken immer mal wieder darüber nach, unser Magazin einem Verlag anzuschließen. Ansonsten sind keine Änderungen geplant. Ziel ist es, einerseits zu unterhalten, andererseits den Leser auch zu überraschen, und wir hoffen, das gelingt uns auch in Zukunft.

Hrsg. Achim Hildebrand, Michael Schmidt

**Zwielicht**

**Zwielicht: Classic**

Im Internet:

[defms.blogspot.com/search/label/Zwielicht](http://defms.blogspot.com/search/label/Zwielicht)

# Sternenlicht

Interview mit Erik Schreiber

von Christoph Grimm

**»Was heute noch wie ein Märchen klingt, kann morgen bereits Wirklichkeit sein. Hier ist ein Märchen von übermorgen.«**

Mit diesen malerischen Sätzen wurden 1966 die sieben Episoden von *Raumpatrouille - Die phantastischen Abenteuer des Raumschiffs Orion* eingeleitet. Die Serie über eine zum Patrouillendienst strafversetzte Raumschiffbesatzung wurde ein Erfolg und genießt dank ihrer fantasievollen Inszenierung bis heute Kultstatus. Ein filmischer Weiterflug blieb der Orion versagt, doch bis in die 1980er hinein gab es in Romanheften ein literarisches Nachleben.

Erik Schreiber, Inhaber des Verlags Saphir im Stahl und ein *Orion*-Fan der ersten Stunde, legte nicht nur einige dieser Romane wieder auf, sondern gibt seit 2019 die Taschenbuchserie *Sternenlicht* heraus. Wir sprachen mit ihm über die Serie und darüber, wie *Sternenlicht* mit *Raumpatrouille* in Verbindung steht.



**Die meisten Leserinnen und Leser des *Weltenportal* dürften *Raumpatrouille Orion* kennen. Was hat es mit der Reihe *Sternenlicht* auf sich, und wie verhält sie sich zur *Ur-Serie*?**

Gehen wir doch mal zum Anfang zurück. Zu einer Zeit, da Götter und Dämonen – und ich – durch die Weiten des Alls wanderten. Als Tag und Nacht noch eins und Himmel und Erde noch nicht getrennt waren ... Ist das zu weit? (lacht)

Als im Jahr 1966 die Serie *Raumpatrouille Orion* zum ersten Mal ausgestrahlt wurde, hatte nicht jede Familie einen Fernseher. Man traf sich mit den Nachbarn, und so entstanden die sogenannten Straßenfeger. Auch ich durfte mir die Filme, obwohl nach 20 Uhr, damals ansehen. Dafür bin ich meinem Vater noch heute dankbar. Seit dieser Zeit bezeichne ich mich gern als aktiven Phantasten.

Die Serie hat mich über die Jahre begleitet: entweder in Comics oder in Zeitschriften oder als Taschenbuch und Heftroman, als Wiederholung im Fernsehen oder auf DVD. Noch heute bin ich davon begeistert. Ich habe schon früh damit begonnen, eigene Abenteuer zu schreiben – die heute jedoch alle verschollen sind. Was blieb waren die Exposees, die ich in den 1970er und 1980er Jahren entwickelt habe. Aber es gab lange keine Möglichkeit, die Romane dazu zu veröffentlichen.

Seit 2010 habe ich meinen eigenen Verlag und kann die Ideen von damals als Romane herausgeben. Natürlich sind nicht alle Ideen heute noch umsetzbar.

Um jedoch eine eigenständige Serie zu entwickeln wurde die *Sternenlicht Vereinigung* geboren. Und die damit entwickelten Geschichten um die Forschungsschiffe. Das Vorbild für diese Geschichten ist weiterhin die Serie *Raumpatrouille Orion*. Mit ihren Schiffen, die genau so aussehen, mit Besatzungen, die der Originalserie ähneln. Aber wir sind weiter in der Zukunft und an einem anderen Ort der Milchstraße.



© Erik Schreiber

**Was zeichnet für dich den oft postulierten »Sense of Wonder« der 1960er bis 1980er Jahre aus, und wie findet er in den Romanen seinen Niederschlag?**

Für mich ist der »Sense of Wonder« die Erkundung des Alls – wie zum Beispiel in der Serie *Star Trek*. Die Erzählungen der 1960er bis 1980er Jahre waren angefüllt mit fremden Wesen, fremden Kulturen und unbekanntem Planeten mit den unterschiedlichsten Atmosphären. Es sind aber auch die Erzählungen, die auf der Erde spielen, mit neuen sozialen Strukturen. Manchmal denke ich, der Präsident von Trumpistan hat Neil L. Smith gelesen und strebt dessen Alternativwelt Gallatin an. Vieles, was die Autoren damals erfunden haben, findet sich heute in der Politik wieder. In den *Sternenlicht*-Romanen findet sich all das wieder, was ich eben erwähnt habe. Es werden neue Welten gefunden, Robotkulturen, fremde Wesen und anderes mehr.

**Warum hast du dich für *Sternenlicht* dazu entschieden, keine feste Crew mit einem Raumschiff ins Zentrum zu rücken, sondern ein Erzähluniversum zu stellen?**

Das lässt sich einfach erklären. Serien wie *Perry Rhodan*, *Ren Dhark*, *Rex Corda* oder

auch *Star Trek*, *Star Wars* etc. wurden von Autoren geschrieben, die davon lebten und gut bezahlt wurden – und werden. Das kann ich als kleiner Verlag nicht leisten. Also musste ich etwas erschaffen, mit dem jeder Autor – demnächst auch jede Autorin – einen eigenen Handlungsstrang verfolgen kann. Hätte ich das Geld und die Möglichkeiten, dazu genug Abonnenten und Käufer, könnte ich anders arbeiten. Mir steht aber niemand zur Verfügung, der sich um Beschreibungen der Personen kümmern kann ... oder die von Raumschiffen etc. So wie jetzt kann jeder Beteiligte mit »seinem« Forschungsraumschiff die Handlung vorantreiben. Es gibt Vorgaben, die sind jedoch generell.

**Wie werden die Romane geplant? Sprechen sich die Autoren mit dir oder untereinander ab oder verfolgt jeder seine eigenen Ideen? Habt ihr längerfristige Entwicklungen für Folgeromane geplant oder wird eher spontan auf bisherige Bände aufgebaut?**

Jeder Autor hat seine Idee, die er auch allein umsetzt. Bisher gab es nur zwischen Johannes Anders und Peter R. Krüger Überschneidungen, als beide Forschungsschiffe aufeinandertrafen. Es galt einem Hilferuf der STEPHEN HAWKING zu folgen. Hier haben sich die Autoren nicht nur untereinander abgesprochen, sondern die Romane zusammen geschrieben. Damit war auch gewährleistet, dass die entsprechenden Handlungsträger einheitlich beschrieben wurden. Später nahm ich in dem Roman *Winterplanet* die Idee auf und ließ ein Beiboot der STEPHEN HAWKING auftauchen. Längerfristige Entwicklungen sind nicht geplant. Es sei denn, jeder Autor entwickelt für sich einen Plan. Um es auf die VASCO DA GAMA zu beziehen: Es gibt die geplante Reise. Die Handlungsträger wussten nicht, dass sie durch das Wurmloch fliegen. Mir war klar, dass es das Ende der Frogs bedeutet, damit sie nicht irgendwo anders auftauchen. Gleichzeitig entwickelte sich die Geschichte

um die Station Chumac von selbst weiter. Was als einzelner Roman geplant war, werden nun drei Romane. Ich hatte ein paar Anleihen bei *Babylon 5* und *Star Trek: Deep Space Nine* genommen. Dass die Romane an diese Serien erinnern, war Absicht. Gleichzeitig wurde das Universum auf dieser Seite um Fremdvölker erweitert.

Die Abenteuer hinter dem Wurmloch werden zukünftig noch etwas weitergeführt. Ideen habe ich noch viele. Doch das Forschungsschiff soll auch bald zurückfliegen – mit ein paar technischen Errungenschaften, die weitere Romane erleichtern sollen. In vielen Dingen kann ich nur für mich sprechen. Wie die anderen Autoren planen, werden wir sehen.

**Zum Zeitpunkt dieses Interviews sind Band 25 *Der Kampf um Chumac* aus deiner Feder sowie die Anthologie *Geschichten von Übermorgen* neu erschienen, Letzterer außerhalb der Reihe. Möchtest du uns etwas zu den beiden Büchern erzählen und einen Blick auf die Zukunft der Reihe geben?**

Wie bereits erwähnt, sollte Chumac eine Station sein, die ein wenig an *Babylon 5* und *Deep Space Nine* erinnert. Andererseits ist sie ein Mittelding zwischen privater Station und Piratennest. Mit dem Angriff auf die Station durch die Nephriten wollte ich auf das Thema Genozid eingehen – das Ausrotten einer Spezies, die Expansion eines Volkes etc. Damit bin ich einen kleinen Schritt in Richtung aktueller Politik gegangen. Ich möchte das Thema nicht zu sehr ausweiten. Mit dem Kampf wollte ich auch etwas Military-SF einbringen, mehr *Action* also. Die nächsten Romane werden wieder etwas mehr in Richtung »Sense of Wonder« gehen. Um auf *Geschichten von Übermorgen* einzugehen: Die Idee kam von Peter Krüger. Horst Hoffmann war schnell kein Teil des Teams mehr, und Johannes Anders hatte andere Ziele. Damit blieben drei Autoren. Das ist zu wenig, um eine Serie regelmäßig am Laufen zu halten. Mit Johannes Anders hatten wir einen

Autor, der viel schrieb, sodass ich bei der Erscheinungsweise zunächst auf einen zweimonatlichen Rhythmus setzen konnte. Dann verließ Johannes die Serie *Sternenlicht* – er bleibt dem Verlag jedoch erhalten. So ist die Erscheinungsweise im Augenblick alle drei Monate.

Peter Krüger hatte sich bereit erklärt, bei einer Ausschreibung als Herausgeber zu fungieren. Die Kurzgeschichten sollten helfen, zwei neue Autoren zu finden. Und es haben sich wirklich viele Personen daran beteiligt! Eine Jury hat dann die besten Geschichten ausgewählt. Zwölf davon wurden schließlich veröffentlicht, und sie zeigen, wie vielfältig die *Sternenlicht Vereinigung* sein kann. Eric Zerm und Heidi Wagemann wurden gefragt, ob sie sich an der Serie beteiligen wollen. Sie sagten zu, und so kann ich wahrscheinlich wieder auf zweimonatliche Veröffentlichungen gehen.

In Sebastian Brandher habe ich einen weiteren Autor gefunden. Von ihm werden drei Romane im *Sternenlicht*-Universum erscheinen. Er wird kein Forschungsschiff auf die Reise schicken, sondern seine Handlungsträger sind Archäologen. Ich denke, dass mit ihm der »Sense of Wonder« etwas mehr in den Vordergrund rückt. Der Roman *Die Archäologen des Wüstenplaneten* ist bereits fertig. Der zweite Roman ist in Arbeit, und für den dritten steht zumindest das Exposé. Ich stelle mir vor, dass Sebastian vielleicht mehr schreibt, aber das ist noch nicht raus. Wir werden sehen, wie die Romane von ihm angenommen werden.

#### Wie bleibt Johannes Anders dem Verlag erhalten?

Johannes Anders hat sich entschlossen, eine eigene Serie zu starten, die nichts mit dem *Sternenlicht*-Universum zu tun hat. Diese Serie wird im Verlag Saphir im Stahl unter dem Titel *Neue Erde 2400* erscheinen: In vier Lichtjahren Entfernung wurde ein neuer, erdähnlicher Planet entdeckt. Klimaveränderung, Flüchtlingsbewegungen und Kriege haben das Antlitz der Erde verändert. Die Meere sind angestiegen, und Dortmund liegt an der Nordsee. Um die Erde zu verlassen, gibt es die Möglichkeit, an einer Lotterie teilzunehmen und das Sternenschiff zu besteigen, das die Reise antreten soll. Das Projekt wird jedoch nicht überall gern gesehen ...



NELE SICKEL

# AUF NEUE FREUNDE UND UNVERHOFFTE GELEGENHEITEN

**E**in Bier für mich und, äh, ein Bier für meine Freunde. Oder, äh, braucht ihr zwölf?»

Ein Dutzend kleiner Augenpaare löste sich von der holografischen Getränkearte und schaute mich an. »Wie groß ist ein Bier?«, surrte es aus einem Dutzend winziger Kehlen, gerade laut genug, um über das ständige Flügel-schlagen hinweg hörbar zu sein.

»Etwa so.« Ich hielt eine Hand auf Pint-Höhe über die pseudo-hölzerne Tischplatte.

Wären da nicht die Flügel gewesen, keine der zwölf pelzigen Kreaturen hätte meine Finger vom Tisch aus erreichen können. Vielleicht, wenn zwei sich übereinandergestellt hätten. So mit Räuberleiter oder so. Kannten diese Aliens wohl Räuberleiter? Kannten sie Räuber?

»Ein Bier wird mir reichen«, säuselten alle zwölf unisono.

Ich nickte. »Zwei Bier also.«

Der Kellner bestätigte mit einem melodischen *Pling* und rollte davon.

»Du willst in den Alnitak-Cluster fliegen. Mit mir als Piloten, habe ich das richtig verstanden?« Es sprach wieder das ganze Dutzend.

»Na ja, äh, mit zwei oder drei von euch, dachte ich. Weiß nicht genau, wie viele Hände es braucht, um so einen süd-rigelianischen Jäger sicher durchs Terrain zu bringen.«

»Hände?« Mehrere der Aliens schüttelten die Köpfe. »Komische Frage. Acht dürften reichen.«

»Dann fliege ich mit vier von euch. Noch heute.«

Der Kellner rollte heran und stellte das Tablett mit unseren Getränken lautlos neben meine

neuen Freunde auf die Tischplatte. Als mir klar wurde, wie zierlich jeder von ihnen neben der breiten Säule dunklen Bieres wirkte, war ich froh, nicht zwölf bestellt zu haben. Angeheiter-te Piloten nahmen die waghalsigsten Missionen zu Spottpreisen an. Besoffene Piloten waren zu nichts zu gebrauchen.

»Vier von uns?«, wiederholten die Aliens, und ich meinte, Skepsis in ihren Säuselstimmen zu erahnen.

Die wollten eindeutig einen besseren Deal herauschlagen. Nur hatten sie glücklicherweise keine Ahnung, mit was für einem gewief-ten alten Hasen sie es bei mir zu tun hatten.

»Erst einmal anstoßen.« Ich hob mein Glas, stupste es vorsichtig gegen ihres, darauf bedacht, keinem der Aliens die Flügel einzuklemmen. »Auf neue Freunde und einmalige Gelegenheiten.«

Die Winzlinge sagten nichts, aber drei von ihnen hoben ab, umschwirrten ihr Glas und brachten die Schaumkrone zum Zittern. Sie tranken ein wenig, und als ihnen nichts passierte, schienen auch die anderen Mut zu fassen. Bald schon flatterten sie alle kreuz und quer.

»Süß«, surrten alle zwölf, und ich war mir nicht sicher, ob sie ein anderes Geschmacksempfinden hatten oder ob mein nichtsnutziger Übersetzer wieder mal verbuggt war. »Nicht übel.«

»Ja, man kann es trinken. Zuhause auf der Erde schmeckt es natürlich besser. Vielleicht nehme ich ein paar von euch irgendwann mal dorthin mit und gebe euch einen aus. Zunächst allerdings der Alnitak-Cluster.«



»Noch heute.«

»Ja. Ich habe Hummeln im Hintern. Soll heißen, äh, ich will nicht lange an einem Ort bleiben.« Dass es für den Job die doppelte Belohnung gab, wenn er noch am selben Tag erledigt würde, ließ ich wohlweislich unerwähnt.

»Ich komme mit«, sagten alle zwölf.

»Zwanzig Credits.«

»Pro Person?«

»Was sonst?«

Zweihundertvierzig Credits, wenn ich alle mitnahm. Ich schluckte. Das war mehr als die Hälfte der ausstehenden Belohnung inklusive des Ein-Tages-Bonus.

»Haben wir eine Abmachung?«, drängten die geflügelten Halsabschneider.

Ich zögerte. Doch als ich sah, wie gleich vier der Aliens über den Glasrand hingen und mit erstaunlich langen Zungen Ringe auf die Bieroberfläche malten, lächelte ich. »Der Preis ist schon okay. Zwanzig für jeden, der nachher fit genug ist, in den Jäger zu steigen. Wollt ihr noch ein zweites Bier?«

»Eins reicht«, surrten alle zwölf, doch es klang schon ein bisschen weniger synchron.

Ich lehnte mich zurück und genoss meinen Drink fast genauso wie die Show, die meine neuen Freunde mir boten. Während ein paar wenige sich zu meiner großen Erleichterung zurückhielten, umschwirrten die meisten das Bier wie Motten eine Sigma-3-Signalleuchte.

Bald schon schlingerten ein paar, flatterten ineinander.

Als der erste kopfüber ins Glas stürzte, fand ich heraus, dass sie vielleicht nicht das Wort *Räuberleiter* kannten, allerdings sehr wohl wussten, wie man eine machte. Ich bestellte beim Kellner einen Teelöffel und half bei der Rettung. Verklebt, aber lebendig zogen wir den Pechvogel heraus und setzten ihn zum Trocknen auf einen Filzuntersetzer.

Kaum war die Öffnung wieder frei, hangelten schon die nächsten Aliens daran entlang. Ihr stetiges Surren bekam einen plätschernden Unterton – vermutlich, weil einige hicksten.

Behutsam stellte ich mein leeres Glas auf

den Tisch.

»Wollen wir dann?«, fragte ich die vier geflügelten Kerlchen, die nüchtern am Rand standen und das Treiben ihrer Freunde beobachteten.

»Jetzt gleich? Das Bier ist noch gar nicht alle.«

»Lasst das ruhig die anderen trinken. Wir müssen los, wenn wir den Alnitak-Cluster heute noch erreichen wollen.«

»Die anderen.« Es gluckste aus einem Dutzend Kehlen. »Du bist lustig.«

Wie die es immer noch schafften, alle synchron zu sprechen, war mir ein Rätsel. Und nicht nur das: Sie flogen auch mehr oder weniger synchron von der Tischplatte auf, kaum, dass ich mich in Bewegung setzte. Sogar ihren biergetränkten Freund hatten drei andere unter den Achseln gepackt und trugen ihn mit sich.

»Hey«, beschwerte ich mich. »Es bekommt aber nur einen Anteil, wer auch arbeitet.«

»Schon klar«, sagten alle zwölf.

»Na gut ...«

Wahrscheinlich hätte ich noch mal verhandeln können. Freie Mitfahrt für die komplette Gruppe rechtfertigte gewiss ein oder zwei Credits Lohn-Rabatt. Doch ich wollte nicht so sein. Immerhin wogen die Winzlinge fast nichts, und die eine oder andere großzügige Geste war enorm gut für den Ruf.

Ich nahm also alle zwölf Aliens mit in meinen süd-rigelianischen Jäger, zeigte ihnen den Proto-Singularitäts-Antrieb und die Steuerkontrollen.

»Wir wollen gleich los?«

»Ja, sicher.«

»Wirklich gleich? Das Bier wirkt noch.«

»Deshalb sollt ihr vier ja fliegen.« Ich zeigte auf diejenigen von ihnen, die ich mir als nüchtern eingepägt hatte. »Ich bin da völlig zversichtlich.«

»Vier. Pfff!« Ein heiteres Glucksen ging durch die gesamte Gruppe. »Wirklich jetzt gleich los, ja?«

»Ja.«

»Na gut. Auf deine Verantwortung.«

Es war faszinierend zu beobachten, wie die Aliens umeinander schwirrten, wie die schmalen Händchen und Füßchen Knöpfe und Schaltflächen betätigten. Das alles völlig im Einklang, ganz ohne Absprache. Da ergab es schon Sinn, dass diese Spezies für ihre Steuerkünste berühmt war.

Schon hoben wir ab, glitten aus dem Hangar – und schrammten mit metallischem Kreischen am Schott entlang.

»He!«, brüllte ich. »Was wird denn das?«

»Das Bier.« Ein Kichern aus zwölf Kehlen.  
»Sage ich ja.«

»Aber ihr habt gesagt, acht Hände reichen für einen sicheren Flug.«

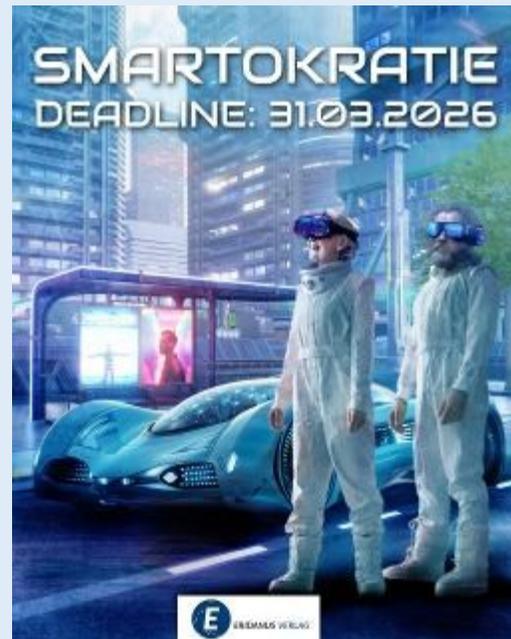
»Acht Hände, klar. Aber einen wachen Verstand braucht es schon. Oder wie würdest du funktionieren, wenn drei Viertel von dir ausgefallen sind?«

»Aber ihr vier habt doch gar nichts getrunken«, beharrte ich selbst jetzt noch, da mir Übles schwante.

»Vier. Pfff!« Kichern und heiseres Grölen.  
»Ich sehe vielleicht doppelt, aber du schaffst es ja nicht mal mehr, bis eins zu zählen. Das wird interessant. Gut festhalten. Wir schaffen das schon!«

© **Text:** Nele Sichel

© **Illustration:** Julie Biermayer-Notter  
Erstveröffentlichung



**SmartPhone, SmartWatch, SmartHome, SmartClothes – und bald auch SmartCar, SmartEducation sowie SmartWork, vielleicht sogar SmartFriendships und SmartDeath.**

**Unser Leben wird zunehmend smarter, aber führen smarte Technologien auch zu einer smarteren Gesellschaft? Welche Veränderungen werden uns erwarten? Welche Potenziale dürfen wir uns erhoffen? Und ist hierbei eine klare Trennung zwischen Potenzial und Gefahr, Chance und Risiko oder »gut« und »böse« stets möglich?**

**SMARTOKRATIE  
Die neue Anthologie Ausschreibung  
im Eridanus Verlag:**

**[www.eridanusverlag.de](http://www.eridanusverlag.de)**

NICOLE HOBUSCH

## TSURIL

Hier, Elin, fang!«  
Elin drehte sich einen Moment zu spät um. Etwas prallte gegen ihren Kopf, dann fiel eine kompakte, eng umwickelte Packung mit einem gelben »Achtung – explosiv«-Warnhinweis neben ihr auf die rote Erde.

»Was soll das denn?« Sie rieb sich die Schläfe und verschmierte dabei Staub und Sandkörner. »Bist du verrückt geworden?«

Jula lachte. »Was ist mit deinen Reflexen?«

Mit spitzen Fingern hob Elin die Schachtel auf und strich behutsam über den Deckel. »Wenn die Dinger hochgehen, helfen die mir auch nicht mehr.«

Jula packte einen Energy-Riegel aus und biss hinein. »Sei nicht wieder so ein Angsthasen«, sagte sie mit vollem Mund. Krümel flogen. »Seit Leas Unfall ist ja nichts mehr passiert.«

»Still!«, zischte Elin und warf einen Blick zu Lea hinüber, die ihnen den Rücken zuwandte. »Sie kann dich doch hören.«

»Soll sie mal was sagen.« Jula zuckte mit den Schultern. »Sie hat eine super Prothese bekommen.«

Elin öffnete die Schachtel und runzelte die Stirn. »Die ist ja nur halb voll.«

»Was dachtest du denn, Sonnenschein? Dass Splitter am Wegesrand rumliegen?« Jula wischte sich über den Mund. »Nee, ich musste bis zur nächsten Basis fahren. Ist nicht mehr viel übrig davon.«

Elin sah schnell zu den anderen. Sammy und Mara saßen ihnen am nächsten. Sammy machte irgendeinen Witz, und Mara lachte so laut, dass Lea die Stirn runzelte.

»Die bekommen nichts mit.« Jula hielt Elin den angebissenen Riegel hin. »Willst du?«

Elin schüttelte den Kopf.

»Du solltest nehmen, was du kriegen kannst, solange es noch was gibt.«

»Hör auf damit«, sagte Elin.

»Womit denn?«

»Mit deinem Gerede. Wir leben noch, oder?« Elin hielt die Packung mit der Munition hoch. »Wir haben Energie. Uns kriegen sie nicht.«

Jula grinste, und Elin wandte den Blick ab. Sie versuchte, das Nagen im Bauch zu ignorieren. Vor einigen Wenden hatte Jula ihr gesagt, dass sie schon lange nicht mehr an einen Sieg glaubte. Die Worte hatten sich in Elins Kopf festgesetzt, und sie ertappte sich immer häufiger bei dem Gedanken, dass sie in diesem Krieg auf der Verliererseite stehen könnten.

Nein! Sie durfte den Glauben nicht verlieren!

Vesca, Buclear 5 und 6b, Sidar 2. Alles einfache Missionen. Selbstläufer. Innerhalb weniger Monate, manchmal nur Wochen, hatten sie die Systeme eingenommen und konnten weiterziehen. Auf Probleme waren sie erst hier gestoßen. Tsuril, dieser verfluchte Planet, auf dem es kaum Wasser gab, nur Felsen, diesen klebrigen roten Staub und Hitze. Und diese Stille. Die reglose Luft, die jedes Geräusch merkwürdig dumpf klingen ließ, als würde sie den Schall rauben.

Elin dachte an die Urwälder auf Vesca, die verschwenderische Natur, die Vögel, die sich selbst durch Explosionen und Schüsse nicht irritieren ließen und immer wieder ihre Lieder anstimmten. Manchmal tat es ihr leid, dass davon kaum etwas übrig sein dürfte, aber so war das eben. Sie kamen und hinterließen Vernichtung. Wie ein Heuschreckenschwarm, auf der Suche nach Bodenschätzen.

Jula zweifelte auch daran, sagte, es ginge nur noch um Macht, um die Herrschaft im Gürtel. Und was kam danach? Das nächste Sonnensystem?

Jula wollte nach Hause. Elin hingegen konnte nichts außer der Armee.

Sie schnallte den Shooter von ihrer Schulter ab. Die Staubkörner drangen in jede Lücke, doch sie pflegte ihn penibel und polierte ihn regelmäßig. Die Stahlummantelung glänzte wie neu. Seit achtzehn Jahren, seit dem Ende ihrer Ausbildung, haftete ihr der Ruf als Pingel an. Die anderen zogen sie damit auf, aber dafür hatte Elin auch noch keine Ladehemmung gehabt. Ihre Waffen waren immer gefechtsbereit.

Sie öffnete die Munitionskammer und füllte vorsichtig Splitter für Splitter ein. Sieben Stück.

Genug Leistung für die kommenden drei Wenden, danach würde sie weitersehen. Es gab für alles eine Lösung.

Sie schnallte sich den Shooter wieder auf die Schulter, überprüfte den Sitz und kontrollierte die restlichen Waffensysteme ihres ExoSuits. Kanonen, Jetpack. Die Wurfgeschosse an den Handgelenken funktionierten seit dem letzten Gefecht nicht mehr. Sie musste besser aufpassen. Der Treffer hätte ihr beinahe den linken Arm abgerissen, und eine Prothese wie die von Lea würde sie niemals bekommen, es sei denn, sie stahl sie, wenn Lea schlief.



Zum Schluss prüfte sie die lebenserhaltenden Techniken. Defibrillator, Sauerstoff, Adrenalin. Das Monitoring der Vitaldaten lief nicht zuverlässig, immer wieder gab es Fehler bei Puls und Sauerstoffsättigung. In regelmäßigen Abständen meldete Survival Control ihren Tod, aber sie hatte sich mittlerweile daran gewöhnt. Sollte sie wirklich sterben, würde wahrscheinlich keine ihrer Kameradinnen reagieren. Sie musste zu einem der großen Hauptquartiere, dort könnte man den Suit reparieren. Es gab Gerüchte, dass längst alle Befehlshaber geflüchtet wären und ihre Soldaten zurückgelassen hätten, doch das konnte nicht stimmen. Das würden sie nicht tun.

Elin griff nach ihrem Helm. Irgendein Ventil zischte, als er sich mit dem Rest ihres Suits verband. Ein weiteres Leck. Wenn sie jetzt noch auf Sidar 2 festsäßen, hätte das Probleme wegen der giftigen Atmosphäre gegeben. Wie lange war das her? Neun Jahre? Zehn?

Mara lachte erneut. Elin blickte auf und sah, wie Sammy irgendeinen verrückten Tanz aufführte. Sammy, die Entertainerin.

»Ich will schlafen!«, rief Silvie von ihrem Platz im Schatten eines Zeltes und schmiss einen Stein. Er traf Mara an der Schulter, die aufschrie.

»Geh halt in dein Zelt, Schnarchnase«, sagte Sammy.

Elin lächelte. Sie wirkten so normal. So unbeschwert. Oder ahnungslos und blauäugig, wie Julia sagte.

Elins Magen knurrte. Sie warf einen Blick in Julas Richtung, die ihren zweiten Riegel auspackte.

Elin rang mit sich, stellte sich innerlich auf einen spöttischen Kommentar ein und sagte: »Kann ich vielleicht doch ...«

»Angriff!«, brüllte jemand.

Ein Pfeifen.

Elins Drillausbildung übernahm die Kontrolle. Sie warf sich flach zu Boden. Das dunkle Wummern einer Explosion, das sich bis in den Magen fraß. Ein verdammter Brandkern, direkt in ihrem Lager.

Elin sah eine Zeltstange in ihre Richtung fliegen, presste das Gesicht in den Staub und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. Zwischen ihren Zähnen knirschte es. Sie dankte wem auch immer dafür, dass sie ihren Helm trug. Dann flammte sengende Hitze auf. Die Druckwelle fegte über Elin hinweg. Etwas Massiges krachte auf ihren Rücken; der Schlag presste ihr die Luft aus der Lunge. Sie kämpfte die Panikwelle nieder. Ihr Kopf war frei, sie würde sich herauskämpfen, sollte sie verschüttet sein.

Sie blickte auf, sah Julia wenige Meter vor sich liegen, sah, wie sie den Mund öffnete, als würde sie schreien, doch sie hörte nichts außer einem penetranten Fiepen. Tief in ihrem Gehörgang aktivierten sich die Stabilisatoren, das Fiepen geriet in den Hintergrund. Jemand hustete. War sie das?

Elins Knie zitterten in ihrem Exo-Suit. Nur langsam wagte sie, die Hände zu bewegen, und wälzte sich auf die Seite. Das Gewicht rutschte von ihr. Metall knirschte über Metall. Ein Exo-Suit. Maras Körper fiel neben Elin, ihre blauen Augen starrten sie leblos an. Elin dachte daran, wie sie eben noch ein paar Meter entfernt gesessen und gelacht hatte, und schluckte den säuerlichen Geschmack im Mund hinter. Sie sah sich um. Staub und Dreck, die in der bewegungslosen Luft flirrten. Zertrümmerte Gleiter, Stofffetzen, zerborstene Zeltstangen. Irgendwo schwelte ein Feuer. Das Lager war zerstört.

»Liegen bleiben«, kommandierte eine Stimme hinter ihr. »Nicht rühren.«

Lea?

Elin presste das Gesicht wieder in den Staub. Der Boden unter ihr vibrierte, erst sanft, dann war es nicht mehr zu leugnen: rhythmisches Stampfen, wie von Androiden. Elin hielt den Atem an und entließ ihn stoßweise, um nicht in Panik auszubrechen. Sie bereute, nicht rechtzeitig das Visier heruntergeklappt zu haben. Der Mechanismus war sicher voller Sand und Staub, so wie sie hier lag. Ruhig bleiben, ermahnte sie sich. Der Suit würde sie schützen.

Die Panzerung hielt einiges aus. Hoffentlich auch ein Androiden-Geschoss aus nächster Nähe. Sie mussten die Nerven bewahren, auf Leas Signal warten und angreifen. Schneller sein als die silbrig glänzenden Maschinen. Wie immer.

Das Stampfen kam näher. Und näher. So schnell bewegten sich die Androiden nicht.

Dann hörte es auf. Sie waren stehen geblieben, auch das machten Androiden nicht – was bedeutete, dass es sich um eine Patrouille handelte. Elin fluchte innerlich. Einen Moment lang herrschte absolute Stille.

Eine tiefe Stimme, unverständliche Silben. Elins Translator knackte.

»Übersetzung Tsuril aktiviert«, informierte sie das System. Androiden wären besser gewesen. Sie gab keinen Ton von sich, bewegte nicht einen Finger, während sich Schritte näherten. Etwas klickte. Eine Waffe, die entschert wurde. Eine Handfeuerwaffe, merkwürdig bei so hoch technisierten Kampfeinheiten. Sie bereitete sich darauf vor, aufzuspringen, zu schießen, einen nach dem anderen von ihnen auszuschalten. Wann kam endlich Leas Signal?

»Hier lebt noch eine«, sprach die angenehme Stimme des Übersetzers in ihr Ohr.

Elin brach am Rücken der Schweiß aus. Was war los? Wieso gab niemand ein Signal zum Angriff? Die Schritte kamen näher. Hielten auf sie zu. Das war es also. Jetzt würden sie kommen, sie packen, mitnehmen, und was dann mit ihr passierte, wollte sie nicht wissen. Aber leicht würde sie es ihnen nicht machen.

Elin spannte ihren Körper an, bereit, sämtliche Abwehrsysteme gleichzeitig zu aktivieren. Ein dumpfes Geräusch, ein Stöhnen. Elin benötigte einen Moment, um zu begreifen, dass man nicht sie gemeint hatte. Sie erkannte Silvies Stimme. Silvie mit den roten Locken, die immer ihre Rationen mit allen teilte. Scharfschützin. Nie verfehlte sie das Ziel. *Hatte* nie das Ziel verfehlt. Wieder ein Ächzen. Etwas wurde über den Boden geschleift. Sie nahmen Silvie mit.

Elin schoss durch den Kopf, dass Silvie nicht einmal hatte ausschlafen können. Sie wollte aufspringen, schießen, sie verteidigen. Sie musste doch etwas tun! Wieso gab niemand ein Signal? Was war los?

Jemand packte ihre Schulter und riss sie grob herum.

Elin war zu überrascht, um rechtzeitig zu reagieren. Sie konnte die Augen nicht mehr schließen, um sich überzeugend totzustellen. Die Ausbilderin wäre nicht zufrieden. Im Training hätte sie fünfunddreißig Strafpunkte kassiert und mindestens den Abwasch für die Truppe erledigen müssen.

Sie blickte dem Soldaten über sich mitten ins Gesicht, der erste Gegner, den sie seit fünfundzwanzig Wenden aus der Nähe sah. Helle Haare, die unter dem schwarzen Helm hervorlugten, stechend blaue Augen, eine tiefe Narbe, die quer über die Stirn verlief. An seiner linken Wange klebte Blut. Auf den ersten Blick hätte man ihn für einen Menschen halten können. Der zweite entlarvte ihn. Seine Haut schimmerte violett, die Wangenknochen waren hoch und ausgeprägt, die Lippen kaum sichtbar. Reglos und ohne zu blinzeln sah er sie an.

Elin handelte automatisch. »B7 aktivieren, Countdown in zehn.«

Der Sprengkörper ihres Rückengeschosses gab folgsam einen kurzen, hohen Pfeifton von sich.

Idiotin, sie war eine Idiotin. Sie lag auf dem Geschoss. Es würde sie zerreißen.

»Zehn Sekunden und ich sprengte uns beide in die Luft«, flüsterte sie heiser und hoffte, dass er irgendeine Art von Translator nutzte. »Neun. Acht. Sieben.«

Er rührte sich nicht. Sein Griff an ihrer Schulter war wie eine Zwinge, die sie an den Boden fesselte.

»Fünf. Vier.« Er hatte doch einen Translator? Oder? Was, wenn sie sich irrte? »Drei. Zwei.«

Sie würde sterben. Sie würde hier und jetzt sterben, durch ihre eigene Waffe.

Sein Mund bewegte sich. »Tot«, übersetzte der Translator.

Elin stoppte das Geschoss und presste den Kiefer zusammen, um das Klappern ihrer Zähne zu verbergen.

»Ihr habt einen Fehler gemacht«, sagte er und ließ sie los. »Ihr hättet nie herkommen dürfen. Wir werden euch auslöschen.«

In einer fließenden Bewegung stand er auf und rief etwas.

»Eliminiert«, sagte der Translator nur Sekunden später. »Keine Überlebenden.«

Das Stampfen schwoll an und verklang in der Ferne.

Elin blieb liegen, die Augen geschlossen. Ihr Atem ging kurz und schwer, als wäre sie lange gerannt.

Ein Piepton in ihrem Helm. Survival Control.

»ICD10-Code: S27.8.«

Sie seufzte. »Definition.«

»Zwerchfellruptur. Verschluss über Zugang dringend empfohlen. Weiteres Vorgehen wird ermittelt.«

Elin hätte fast gelacht. Survival Control versuchte, Kontakt zur Basis aufzunehmen.

»Elin?«, wisperte es rechts von ihr. Lea robbte auf sie zu. »Funktionieren deine Systeme?«

»Das Rückengeschoss auf jeden Fall.«

Elin setzte sich auf, hustete und ignorierte den Schmerz in ihrer linken Bauchseite. Sie lagen in einem Trümmerfeld. Der Brandkern hatte einen Krater in den harten Boden gesprengt. Ein Suit lag darin, halb geschmolzen. Welche Kameradin es war, würde sich nur durch das Ausschlussprinzip feststellen lassen. Geröll. Teile von Exo-Suits. Stofffetzen, Zeltstangen. Maras lebloser Körper. Weiter hinten Lizzie. Neben ihr eine große Gestalt, die Lou sein könnte.

»Wer ist übrig?«

»Jula, Sammy und ich.« Es surrte, als Lea ihre Prothese aktivierte.

Elin sah sich blinzelnd um. Jetzt verstand sie, wieso Lea kein Signal gegeben hatte. Sie waren zu wenige. Es hätte ihren Tod bedeutet.

Seit dem Angriff schien die Luft noch stickiger geworden zu sein. Über dem gebackenen Boden flimmerte es.

»Was jetzt?«

Elin zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung.«

»Was redest du für einen Mist?« Sammy stand ächzend auf und drehte sich zu ihr. »Wir gehen weiter. Im Gebirge ist eine Basis.«

Elin schirmte die Augen mit der Hand ab. Die roten Berge ragten vor ihnen auf. Sie sahen so nah aus, doch das täuschte. Es würde lange dauern, dorthin zu gelangen, falls sie es überhaupt schaffen sollten. Wieder dieses Stechen in ihrer Seite.

»Weiteres Vorgehen wird ermittelt.« Survival Control.

»Steht die Basis noch?«, fragte Lea.

Sammy bewegte eine Faust, hob das rechte Knie, dann das linke, als wolle sie die Beweglichkeit ihres Suits testen. »Das werden wir sehen.«

Jula wischte sich die Haare aus dem Gesicht. Blut rann ihr über die Stirn. Sie musste eine Kopfverletzung haben. »Wir sind nur zu viert. Wenn wir der nächsten Patrouille begegnen, war's das mit uns.«

Sammy schnaubte. »Wollen wir stattdessen hier ein Begrüßungskomitee für sie abhalten?«

Elin atmete langsam ein, um den erneuten Hustenreiz zu unterdrücken. Die Enge im Brustkorb mit Sauerstoff vertreiben. Das Zwerchfell. Verdammt.

»Verschluss der Läsion dringend empfohlen«, meldete Survival Control. »Weiteres Vorgehen wird ermittelt.«

Jula sah sie an. »Alles klar?«

»Meine Systeme sind tot«, sagte Lea. »Laufen eure?«

Sammy nickte. »Ich kann nicht ins Netz, aber die Waffen sind funktionstüchtig.«

Jula ignorierte sie. »Elin, was ist mit dir?«

»Die Basis in den Bergen steht nicht mehr«, sagte Elin.

Sammy rollte mit den Augen. »Das wissen wir nicht. Wir müssen es versuchen.«

»Weiteres Vorgehen wird ermittelt.«

»Sie antworten nicht«, sagte Elin. »Ich schalte Survival Control jetzt ab.«

Es wurde still.

»Ich kann dich tragen.« Julia machte einen Schritt auf sie zu.

Elin schüttelte den Kopf. »Das bringt nichts.«

»Julia.« Lea legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Wenn Survival Control sie nicht hier vor Ort versorgen kann ... Du weißt, was das bedeutet.«

»Wir müssen los«, sagte Sammy leise. »Wenn wir irgendeine Chance haben wollen ...«

Lea atmete durch.

»Tut mir leid, Elin.«

»Schon gut.«

Elin sah zu, wie sich Sammy und Lea abwandten. Ihre Schritte waren erst zögerlich, dann wurden sie schneller. Es gab ein kurzes Knirschen neben ihr, als sich Julia setzte.

»Was soll das?« Elin nahm ihren Helm ab. »Du kannst nicht hierbleiben. Du musst mit den anderen ...«

»Erschieß mich halt. Dein Rückengeschoss funktioniert doch.« Julia lächelte kurz. »Zieh nicht so ein Gesicht. Was ist es?«

»Zwerchfell. Muss operiert werden.«

Wind kam auf und trieb Staubwolken vor sich her. Seit einer gefühlten Ewigkeit bewegte sich die Luft.

»Ich wollte ja, dass wir abhauen, aber du hast nicht auf mich gehört«, sagte Julia. »Und jetzt sitzen wir hier blöd rum.«

»Ich hab Hunger.« Elin seufzte. »Hast du noch einen Riegel?«

»Ist verbrannt.« Julia machte eine vage Handbewegung in Richtung der schwelenden Zelte. »Aber vielleicht finden wir ein paar Packs.«

»Super.« Elin hustete und setzte sich aufrecht hin. Das Atmen fiel ihr für einen Moment leichter. »Wenn wir nichts essen, sterben wir noch vor der nächsten Patrouille.«

»Was hat er zu dir gesagt?«

Elin runzelte die Stirn. »Wer?«

»Der Tsuril.«

»Ach, er wollte mir bloß Angst machen.« Elin zögerte einen Moment. »Dass wir nie hätten herkommen dürfen.«

»Schlauer Bursche«, sagte Julia, verzog das Gesicht und spuckte etwas aus, das wie ein Zahn aussah. »Die knallen uns einfach nur noch ab. Wir verlieren, und sie wissen das.«

Elin hustete erneut. »Wissen *wir* das auch?«

»Du und ich schon.« Julia schnallte ihren Shooter ab und ließ ihn neben sich in den Staub fallen. »Ist doch genug, oder?«

Elin legte den Kopf in den Nacken und sah zum Himmel, der sich langsam in ein bizarres Violett-Grün färbte. Die größere der Sonnen war bereits hinter dem Horizont versunken, die kleinere folgte bald.

»Ja«, sagte sie. »Ist genug.«

© **Text:** Nicole Hobusch

© **Illustration:** Timo Kümmel  
Erstveröffentlichung

JAMIE-LEE CAMPBELL

**RAUM, DER (MASKUL.) SONDERBARE (ADJ.)**

**P**lopp! Ein Mann Anfang 60, eher dick als klein, manifestiert sich in einem Raum. Es riecht nach Straße, Döner, Kaffee und Brötchen. Um ihm herum befinden sich: ein DDR-Fernseher, ein Tischchen, Müll (in einer Ecke), ein Schubladenregal (bunt bemalt und als Hühnerbrutkasten genutzt).

Vor ihm thront eine bürgerliche Buchschrankwand. Hinter ihm eine in Ketten und Vorhängeschlösser eingewickelte Tür. An den Wänden hängt links ein Triptychon aus gelben Vorhängen, beschrieben mit hitzigen Demonstrationssparolen: Werdet vegan! Freiheit für Fleischesser!

Rechts sind drei Bilder aufgereiht. Klarer Fall: Dieser Raum symbolisiert Berlin. Er ist keine Mode, sondern nur Verzweiflung, denkt er. Während er sich umschaute, schwebt ein Brief zu ihm herab. »Thomas« steht darauf. Er entdeckt keine Stelle an der Decke, wo der Brief hätte herkommen können.

*Willkommen im Exitroom  
»Großstadtwunder Berlin«*

*Dies ist eine literarische Entführung Ihrer Person. Sie haben noch 19.041 Zeichen Zeit, um herauszufinden, welches Wunder für die Stadt Berlin eine paradoxe Wendung nahm. Lösen Sie die Frage, sonst bleiben Sie in diesem Raum gefangen.*

»Ziemlich wacke Scheiße, was?« Eine männliche Stimme, hell und sonor. Thomas schreckt auf. Eine männlich vermutete Person, Ende 30, mit Brille, Jeans und Hoodie, steht in der geöffneten Tür zu einem Flur.

»Bitte? Was? Wer ... Wer sind Sie?«

»Auch entführt. Willkommen im Boot, Bro. Scheint, als müssten wir teamen, um hier raus

zu kommen. Ich komme aus dem Game. Florian.«

»Mhm ja ... Irgendwie schon ... Wie sind Sie hierhergekommen?«

»Bro, wir sitzen hier beide in der Scheiße ... Du!«

Thomas zögert kurz und nickt langsam, Florian fährt fort: »Na, die Crew hat chilled und nen Song aufgenommen. Rappen. Das Game halt. Ich wollte vor den Lines kurz auf Klo. Dann zurück in den Flur und ende in diesem wacken Room. Beim Umdrehen: kein Klo, keine Tür, nur dieser fucking Brief.«

»Mir erging es ähnlich. Ich öffnete die Wohnungstür und fühlte schlagartige Dunkelheit über mir ... Thomas, angenehm ... Das hier verwirrt mich ... Zurzeit wage ich ein Experiment und ich frage mich, ob diese Entführung damit in Beziehung steht. Ich schreibe aktuell einen Roman, in dem ich auch als Figur die Geschichte erlebe ... Doch diese Gefühle werden gerade überboten. Ich bin doch ich selbst und gleichzeitig fremdbestimmt durch die schreibende Person, die meine Handlungen an unsichtbaren Fäden führt. Es ist ungewohnt, doch auch irgendwie interessant ... Nun frage ich mich: Ist diese Figur ein Abbild von mir? Und was würde passieren, wenn ich als Autor diese Geschichte wiederum zu lesen bekäme?«

»Hail to narcism.«

»Bitte? Ich bin doch kein Nazi!«

»Nee, schon klar. Kenn die aus Cottbus. Ich meinte Na-r-zissmus.« Florian betrachtet die drei Bilder. Das erste Bild zeigt den Funkturm unter riesigen Dünen. Das Zweite ist ein Foto vom Alexanderplatz inmitten starker Schneewehen. Auf dem dritten Bild versinkt eine S-Bahn in Matsch und Wasser. »Was für ne weirde Scheiße ist das? Wüste und Schneewüste,



ADORNO

DÖNER 24

EXIT 27

*[Signature]*

beides in Berlin?«, murmelt er. »Scheint wieder so ein abgelutschtes Ost-West Ding zu sein. Gutes im Westen versus Tristes im Osten. Kann es nicht mehr hören! Eine Gesellschaft bestehend aus Ronnies und Mikes feiert ihr Gestern und vergisst dabei, dass –«

»Mein Experiment der multiplen Perspektive ist kein Narzissmus! Das ist Kunst!«, echauffiert sich Thomas. »Ich will nachempfinden, wie es ist, allwissend und unwissend zugleich zu sein. Den Text von oben zu führen und zwischen den Zeilen zu erleben. Ich mag es einfach, neue Erfahrungen zu sammeln.«

»Jo, mal Dope probiert ...?«

Thomas ignoriert ihn und beugt sich über seinen Brief: »Hier steht, wir haben noch 16.335 Zeichen. Oh ... Anscheinend zählt dieser Brief mit. Mich würde interessieren, ob mit oder ohne Leerzeichen gezählt wird ... Da unten steht es: ›mit‹ ...« Er seufzt.

»Wir sollten uns jedenfalls beeilen. Hab null Bock, ewig hier abzuhängen. Nicht meine Hood.«

Augenblicklich zerfließen ihre Handlungen in eine Zeitraffer-Bildmontage zum Themen-sound von Rocky.

»Gonna fly now, Vintage lässig«, kommentiert Florian anerkennend.

Bilder und Töne beginnen sich zu überlagern und verweben sich zu einem fernsehästhetischen Teppich aus Klang und Farbe. Sie zeigen Glanz und Elend der Suche. Aus textästhetischen Gründen wird diese seichte Unterhaltung stark verkürzt wiedergegeben. Beide Männer werkeln im Raum, finden Codes und geben sie ein. Sie finden versteckte Eier und Zettel. Sie streiten um die richtige Haltung einer Fernbedienung, doch der Fernseher bleibt schwarz. Hinter Bildern finden sie Tresore, die sie öffnen. Die Innovationskraft solcher Räume umfasst das Finden und Eingeben von Codes, bei denen das Allgemeinwissen keine Rolle spielt. Ein sich endlos wiederholender Prozess ohne Ziel. Somit lösen sie eine hohe Summe eindimensionaler Exitroom-Rätsel, handlungsirrelevant.

Thomas steht im leeren Flur bei flackerndem Licht. Er dreht sich um, als er hinter sich das Geräusch von fallendem schweren Stoff hört. An der ehemaligen Wand des Vorhangtryptichons hat Florian eine Fotocollage freigelegt. Die Fotos zeigen Personen neben menschenhohen Kürbissen beim Langlauf am Brandenburger Tor, unter Palmen am Checkpoint Charlie. Ein Zeitstempel gibt das Jahr 2025 an.

»Dem Wunder leise wie ein Vogel die Hand hinhalten«, rezitiert Thomas, während er zur Collage geht.

»Jo, Hilde Domin. Grüße gehen raus.« Florian betrachtet die Fotos. »Alle derbe happy hier.«

»Ich bin überrascht, dass du sie kennst. Oha, die Sumpfbirken am Reichstag wurden durch Kakteen ersetzt.«

»Klass!« Florian zeigt auf ein Foto mit zwei Balkonen. »Ein Balkon sonnig, der daneben im tiefsten Regen. Wie kann das sein? Bildmontage?« Er wendet sich Thomas zu. »Nur weil ich rappe, heißt das nicht, dass ich Hochkultur keine Props gebe. Hilde ist tight. Meine Lines feiern das Bizz, kritisieren das Game, sind Fun und Gesellschaftskritik. Nur literarisch Bro, das sind sie nicht.«

Einen Moment lang betrachten beide die Bilder.

»Gut, rekapitulieren wir.« Thomas geht zum Tisch. Dort liegen einige Überbleibsel von Dingen, die sie noch nicht im Raum nutzen konnten. Es sind eine Zettelsammlung, eine Murmel und eine Glühbirne. Er liest die Zettel vor. »Eine BILD-Überschrift – *Wir! Sind! Gott! - Wunder in Berlin macht es möglich – Danke Norbert! –* und ein Zeitungsschnipsel – *Muss sich die Katholische Kirche den Vorwurf einer neuen Missionierung gefallen lassen? Im Jahr 2028 kauft die Katholische Kirche den 24.12. auf Jahrhunderte im Voraus, um die Welt mit Schnee zu beglücken. Der Nahe Osten warf daraufhin dem Vatikan vor, einen neuen Kreuzzug starten zu wollen und zog sämtliche Diplomaten aus westlichen Institutionen ab, die mit der Kirche kooperierten.*«

»Hallelujah, es ist ein Irrglaube ...«

»Na, na, also ich bin Mitglied der Kirche.«

»Äh ... Warum?«

Thomas lächelt. »Irgendwie habe ich ein Faible für Katholisches. Die Transsubstantiation hat es mir besonders angetan.«

»Trans was?«

»Transsubstantiation. Der Begriff meint die Wesensumwandlung vom Einen zum Anderen.«

»So ein Wasser-zu-Wein-Ding? Boa, hab ich jetzt Bock aufn Bier.«

»Nein, nicht Wasser zu Wein, Florian. In jeder Messe wird das Wunder vollzogen, dass Wein und Brot zum Blut und Leib Christi verwandelt werden. Allein durch die Worte des Glaubens, verändert sich die Substanz.«

»Ja, ja, zwinker, zwinker, schon klar. An der realen Substanz ändert sich zufällig nüscht ...«

»Das ist ja gerade der Punkt. Im Glauben ändert sie sich. Ein göttliches Wunder.«

»Okay, Bro, ich hab jetzt zwei Möglichkeiten. Erstens, ich nehm das für ernst und muss dann sagen, dass die Kirchengemeinde aus 100 Prozent Kannibalen besteht. Menschenfleisch essen, klar, is legal, blöd halt nur, dass es dann doch nicht ganz zum Konzept der christlichen Nächstenliebe passt. Oder zweitens, die Kirchengemeinde frisst und säuft unreflektiert jeden Sonntag des Kaisers neue Kleider ... Ach, eigentlich beschreibt beides die Kirche schon irgendwie ganz gut.«

»Vielleicht muss man noch mal anders drüber nachdenken, ... wie Menschen sich durch ihren Glauben selbst Wunder erschaffen.«

»Mich interessiert da eher der Signatur-Power-Move der Institution. Der ganzen Welt das Geschenk des Schnees zu kaufen. Die Eier und Verblendung muss man mal haben!«

Thomas lacht. »Ist das nicht unterhaltsam, wie sich die traditionsreiche Kirche den Kapitalismus zu eigen macht und Wunderbilder produziert?«

Florian schüttelt belustigt den Kopf, schlenkert zur Buchschrankwand und studiert die

Titel. »Monothematik auch an dieser Wand ... Während wir von allen Seiten von extremen Wetterereignissen angeschrien werden, bleiben wir dennoch stumpf. Denn wir haben unsere knappen Ressourcen an das Hören von belanglosen Podcasts verschwendet. Mal sehen, was Richard, David und Markus uns heute wieder zu sagen haben. Sicherlich werden sie uns weitere spannende Einblicke einer ausschließlich weißen, alten, männlichen Sichtweise darlegen. Die wir alle nur zu gut kennen, weil es die Einzige ist, in die wir alle sozialisiert worden sind.« Er fährt mit der Hand einige Buchtitel ab. »Das Wetter von vor 15 Jahren, der Wolkenatlas ... Thanks, Captain Obvious, wir haben verstanden, es geht hier offensichtlich um Klimawandel.«

»Mhm ... nein ... Das ist es nicht.« Thomas ist nachdenklich. »Das Thema Klimawandel wäre zu eindimensional für diese Geschichte. Dafür, dass fast jeder Satz eine Referenz auf eine oder mehrere Metaebenen darstellt, wäre es eine Enttäuschung, die Plotklimax so offensichtlich zu gestalten.« Nachdem Florian ihn verwirrt anschaut, ergänzt er: »Um es mit deinen Worten zu sagen: Es muss krasser als Klimawandel sein.«

»Krasser als Klimawandel ist nur unsere gesellschaftliche Ignoranz, die uns im Wege steht, um pragmatische Lösungen für die großen Probleme zu finden.«

Thomas liest einen weiteren Zettel vor: »18. Dezember 2026, Berlin. Der Bürgermeister von Friedrichshain/Kreuzberg stellt mit Bestürzung fest, dass der Bezirk die Nebenwirkungen der Tourismusstrategie ›Berlin Party wie in Malle: Sommer, Sonne, satt – das ganze Jahr!‹ nicht hinreichend mitbedacht hat. Der darauffolgenden Übersterblichkeit der Alten wie auch der Tiere wurde nicht im ausreichenden Maße entgegengewirkt. Friedrichshain ist seit November eine Beton- und Sandwüste.«

»Baugold. Die FDP und die Immobilienhaie hats sicherlich gefreut.«

»Ich lebe auf dem Land, der Odenwald ist –«

»Okay, picture this«, fällt Florian ihm laut

ins Wort. »Es gab eine Lösung für den Klimawandel, und die ist dann komplett nach hinten losgegangen. Kurz vor der Erlösung so richtig selbst ins Knie gefickt. Wie klingt das?«

»Mhm, ja, das wäre ein denkbarer Spannungsbogen. Fehlt uns nur das Etwas, das die Lösung brachte und dann ins Paradoxe umgeschlagen ist.«

In diesem Moment entdeckt Florian ein Buch. »Adorno, »Die Dialektik des Wetters?«

»Adorno!« Thomas kommt mit schnellen Schritten auf Florian zu. »Mit dem beschäftige ich mich gerade eingehender. Ich schreibe über ihn, um mir über das Schreiben einen Weg zu ihm zu erschließen. Ich mag ihn mögen können ...«

»Gönn dir Bro, nur bitte nicht jetzt.« Florian verdreht die Augen.

»Diese Details dienen der Bindung des Lesers an die Figuren. Im Prozess des Lesens findet eine Identifikation statt. Diese muss von den Buchstaben zu einem Bild im Kopf führen. Dem folgt das Gefühl und mit dem Gefühl ein Sog in die Geschichte.« Thomas versucht, das klemmende Buch aus dem Regal herauszuziehen. »Ich wusste gar nicht, dass Adorno über das Wetter geschrieben hat. Interessant!«

»Oh Mann, du Opfer, hätte ich es bloß nicht gesagt! Was bringt uns denn jetzt Adorno? Meinst du wirklich, dass irgendein toter Dude hier irgendwas zur Lösung beiträgt? Wie soll er das denn reißen? So vor 1000 Jahren antizipiert, dass zwei cis-Männer in der Scheiße sitzen, wo nur Adorno *himsel* sie retten kann?«

»Adorno ist 1969 gestorben. 1000 Jahre sind etwas übertrieben.«

Thomas ruckelt weiter an dem Buch.

»Boah, Digga, das ist übertrieben, ja? Aber es ist nicht übertrieben zu glauben, dass ein Dude 1900 irgendwas in seinem Kämmerlein dachte, oha, die beiden Cisis werden meine Hilfe brauchen. Ich schreibe ihnen besser jetzt, anno dazumal, nen Lifehack in meine geile Theorie zu xy. Die werden das schon finden und verstehen, IRGENDWANN IN DER ZUKUNFT?«

Thomas zieht das Buch vollständig heraus. Sofort setzt sich die ganze Regalwand abrupt in Bewegung. Florian springt erschrocken zur Seite. Eine Tür öffnet sich zu einem Raum in Rosa. Thomas und Florian schauen sich erstaunt an.

Als Thomas in den zweiten Raum geht, schlägt er Florian sacht das Buch an die Brust. »Von wegen, Adorno brächte diese Handlung nicht voran ...«

Bis auf eine schwarze Badewanne und eine Statuengruppe aus mehreren Personen ist der Raum leer.

»Dieses gesamte Chaos, alles, diese beiden Räume, die Zettel ... Das ist ... irgendwie ... wunderschön.« Thomas flaniert fasziniert umher. »Ich bin bei der Kunst eher angeheiratet. Meine Frau könnte uns mehr zu dieser Komposition erzählen.« Er betrachtet die Statuengruppe. Eine Kriegerin mit Schwert und Schild kämpft gegen eine Hausfrau mit Nudelholz. Hinter der Hausfrau stehen einige Männerumrisse. Die Kriegerin ist allein. »Diese Statue berührt mich. Ich finde es gut, dass das Thema Gender auch Teil dieser viel zu maskulinen Geschichte ist. Und dafür ist die Statue das richtige Symbol. Sie gibt wieder, wie die moderne Frau sich kriegerisch mit den ihr aufoktroierten Stereotypen der Gesellschaft auseinandersetzen hat. Die Präsentation der Kraft und Entschlossenheit der Kriegerin ist überwältigend stark.«

»Ja, die Statue ist echt lit. Auch wenn diese Geschichte total WUP ist «

»WUP?« Thomas zieht eine Braue hoch.

»Na, **Weiß und Privilegiert**, siehe YouTube. Hier fehlt Diversity: Kulturvielfalt, People of Color, Religionsmix-Ups, Menschen mit Behinderung, LGBTQI ... Meinetwegen auch Business-lutscher in ihren Start-up-Coffee-Shops. All die Subkulturen, wo Menschen zusammenkommen, und einfach so verschiedene Dinge tun. Das ist doch der fame-bitch-move, der das Wunder der Großstadt ausmacht. Was da an Kreativität aus den Städten für unsere Gesellschaft als Diskursmasse herauskommt.

Wo finden hierfür die Probs statt?«

»Da sind wir endlich mal einer Meinung.«  
Thomas betrachtet die schwarze, glatte Spiegeloberfläche der Badewanne. Sie ist vollkommen eben bis auf ein kleines Loch in der Mitte. Er hält kurz inne. Das Loch ist murmelgroß.

Die Murmel rollt in das Loch, und augenblicklich ertönen mechanische Geräusche von Zahnrädern. Ein Klicken und Klacken ertönt, von der Badewanne hin zur Statuengruppe. Mit einem leisen Rattern hebt die Kriegerin ihren Schild, und es fallen lose Blätter auf den Boden.

Das mechanische Klackern leitet Florian in den ersten Raum zurück. Es ertönen Fernsehgeräusche.

Thomas hebt die Blätter auf und folgt ihm.

Der Bildschirm zeigt Nachrichtenauszüge.

# 18. Januar 2027: Berlin steht im Krieg mit sich selbst

# Der Schwabenexodus aus dem Prenzlauer Berg stellt Baden-Württemberg vor große Herausforderungen

# 22. Mai 2027: Starkregen und Tornados richten weiträumige Zerstörungen in Köpenick an. Nachdem der Bezirk seit Wochen die Erpressungsversuche libanesischer Gangs aus Neukölln abgewehrt hat, befindet sich der Bezirk nun wie angedroht im Ausnahmezustand

# Charlottenburg seit dem 14.12.2028 unbewohnbar. Der Rotary Club Zehlendorf hat dem Bezirk durch gekaufte Desertifikation ein Ende bereitet

# 4. Juli 2029: Der Wedding kommt nicht aus dem Überschwemmungschaos heraus

# Marzahn abgebrannt. Durch das kollektive Grillen und die starke Trockenheit seit sechs Monaten sind 80 Prozent der Wohnfläche des Bezirks einem Flammeninferno zum Opfer gefallen. Der einzige in Marzahn lebende Koala ist dabei gestorben

# August 2029: Die Innenministerkonferenz der Länder lehnt ab, Steuergelder für eine Wettersicherheit für den Bundestag in Berlin-Mitte bereitzustellen. Um die Demokratie zu retten,

bietet der bayrische Ministerpräsident neue Räumlichkeiten für den Bundestag in Nürnberg an

# 1. Januar 2030: Die Stadt Berlin ist nahezu komplett zerstört. Einzig Spandau wurde im berühmtesten Wetterkrieg des Landes mit sich selbst unbehelligt gelassen

# 15. Januar 2030: Bürgermeisterin Schneider ruft Spandau als unabhängige Stadt aus und verlangt, die Landrechte von Berlin übertragen zu bekommen

»Chabo! Die Lösung des Rätsels ist irgendwas, mit dem man das Wetter beeinflussen kann!«

Thomas blättert in den Zetteln. »Ja, das hier bestätigt deine Vermutung ... Es scheinen Bestellungen zu sein. Offensichtlich wurde mit Wetter gehandelt.«

»Danke, Norbert! «

»Stimmt. Norbert erfand etwas zur Wetterherstellung. Nur: Was kann die Menschheit erfinden, um Einfluss auf das Wetter zu nehmen?«

»Abgase, Chemikalien, FCKW, Monokulturen, Flussbegradigungen, Waldabholzung ...«, zählt Florian auf.

»Nein, nein, viel zu wenig Meta. Es muss etwas Menschengemachtes sein, mit mehr Kontrolle. Eine ... Wettermaschine! Mit ihr könnte man Wetter bestellen, ähnlich wie Essen.«

»Um das Wunschwetter dann von unterbezahlten Radfahrern, zehn Minuten zu spät, geliefert zu bekommen? Hallo, hier Müller, ein Paket Hagel, schmeißen sie es gern auf den Balkon Ihres Nachbarn.«

»Nur eine Maschine, die Wetterphänomene kontrolliert einsetzen kann, erklärt beide Phänomene: die Collage und Köpenick. So etwas wäre ein wunderbares Werkzeug, um den Klimawandel richtig gut zu lösen.«

»Und dann kommt die Gier und bringt den Backlash.«

»Bei dir ist immer alles so negativ. Erkennst du das Potential darin nicht?«

Thomas schüttelt den Kopf. »Digga! Was für

ein Potential kann etwas haben, das Spandau zu einem eigenen Bundesland verhilft? Wunder sind doch lit, aber das hier ist alles nur kompletter Mess. Shit happens.«

»Na, die Menschen in Spandau würden das bestimmt als Wunder werten.«

»Ja, Spandau. Schon immer ne Randgruppe unter sich.«

»Und doch wird eine Gruppe vielleicht einen positiven Zugang zu diesem Ende finden. Ich mag es lieber, Dinge mögen zu können und ihre positiven Seiten zu sehen.«

»Alright Bro, but too simple. Die Schattenseite der Wirtschaft ist und bleibt die Versachlichung von allem. Alles hat erst dann einen Wert, wenn wir es als Ware oder Service käuflich erwerben können. Liebe ist nur Liebe, wenn sie sich in Geschenke, Essen und Sex am 14.02. materialisiert. Schön bist du nur, wenn du dieses Produkt kaufst. Es geht doch immer nur darum, Geld einzutauschen für ein käufliches ›Wunder‹, das dann unsere unerfüllbaren Erwartungen erfüllen soll. Immer wieder soll ich große Hoffnung auf die Lösung unerfüllbarer Erwartungen legen. Der Kapitalismus hat sich die Heilsversprechen der Religion zunutze gemacht.«

»Unabhängig von deiner Sichtweise: Diese Geschichte ist definitiv *nicht* Teil meiner unerfüllbaren Erwartungen.«

Thomas öffnet die Tür zum Flur. Dieser klafft ihnen wie ein dunkles Loch entgegen.

»Alter, wir haben es doch gelöst?!« Florian schaut Thomas fragend an.

Dieser nestelt seinen Brief hervor. »Mhm, wir haben noch 1155 Zeichen. An sich sind Kurzgeschichten mit einer unerwarteten Wendung zu konzipieren. Wobei, meiner Wahrnehmung nach haben wir das erfüllt: Durch die Dialektik von Wunder ... und durch seinen Missbrauch.«

»Entweder Wunder oder Instrumentalisierung für Vermarktung. Ihr gewöhnlichen Menschen namens Sandy und Ralf könnt nicht beides haben!«

Thomas durchsucht ihre Materialien und

findet unter den Zetteln die Glühbirne. Nach weiteren drei Minuten sagt er: »Mehr Licht.«

»Goethe, dufter Typ. Das mit dem Pudel war echt geil.« Kopfschüttelnd ergänzt Florian: »Ihr Akademiker immer mit eurem Referenzschwanzvergleich.«

Im Flur jetzt: Berghainflair. Poetisch weicht die Dunkelheit. Schwarzlicht. Stroboskopisches Licht. Krachend reißt kurze Helligkeit seine Bahnen durch die Membran des Auges. Die Sicht auf einen selbst. Zurückgeworfen. Betonter Nahbereich.

Es braucht einen Moment bevor die Beiden die mit Schwarzlicht gezeichnete Tür an der Wand entdecken.

»Ein Wunder.« Bevor Florian die Schwarzlichttür öffnet, nickt er Thomas über die Schulter zu. »Strange Erfahrung, Ehre und so, you know.«

»Wir haben es geschafft, Gott se—« Thomas dematerialisiert sich plötzlich.

© **Text:** Jamie-Lee Campbell

© **Illustration:** June Is  
Erstveröffentlichung

# Stillstand! Nichts ist Sherlock Holmes mehr verhasst!

Herausforderungen sind seine Muse, halten ihn am Leben. Dabei ist es nebensächlich, ob er einen Fall lediglich durchdenkt, aktiv ermittelt oder en passant in mysteriöse Angelegenheiten verwickelt wird. Ist erst einmal seine Neugier geweckt, bleibt kein Fall ungelöst, so verzwickt und rätselhaft dieser auch sein mag.

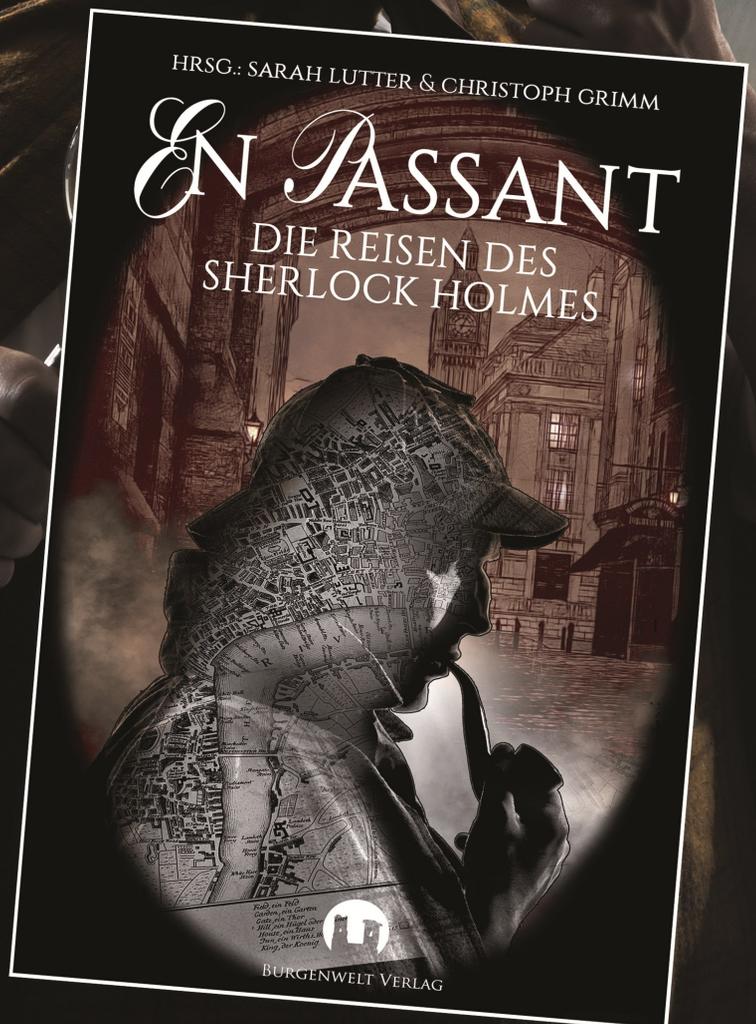
Nur Stillstand, der darf es nicht sein, sonst ruft die siebenprozentige Lösung unerbittlich nach dem Meisterdetektiv ...

17 neue Fälle finden sich in  
diesem Buch versammelt.

Mit Geschichten von:

Jürgen Bärbig \* Richard Fliegerbauer  
Christoph Heiden \* Regine D. Ritter  
Christian Endres \* M.W. Ludwig  
Norbert Schäfer \* Wolfgang Kemmer  
Detlef Klewer \* Tanja Brink  
Anke Elsner \* Jens Arne Klingsöhr  
Kai Bößneck \* Monika Grasl  
Sarah Lutter \* Alexander Klymchuk  
Christoph Grimm

und Illustrationen  
von Detlef Klewer



978-3-943531-98-5 (Print), 16,00 €  
978-3-943531-99-2 (Ebook), 5,99 €  
384 Seiten

ALEXANDER KLYMCHUK

## ANOMALIE

»Die Poesie der Erde endet nie.«  
John Keats (1795–1821)

Als die USS Melville den Hyperraum verließ, der Alcubierre-Antrieb in den Stand-By-Modus wechselte und die internen Wasserstoffaggregate des Quantenfusionsreaktors die subatomaren Brennstabkammern des Energiekerns innerhalb weniger Augenblicke auf unter null abkühlte, reaktivierte R7 Beta Gamma Delta den Bordcomputer, rief die aktuellen Daten der dem Schiff vorausfliegenden Pioneer-Sonden P-134 und P-135 ab und machte einen Screenshot von der näheren Umgebung, den sie in ihrem internen Zwischenspeicher ablegte. Das Schiff durchquerte einen Nebel aus Wasserstoff, passierte ein an ein Kreuzifix erinnerndes Sternbild und flog an einem roten Quasar vorbei, dessen Gravitation als eine exakt 1,4 Millisekunden andauernde Anomalie registriert und katalogisiert wurde.

Die grazilen Finger der Androidin, die aus dem gleichen, schneeweißen Hochglanzpolymer waren wie der Rest ihres androgynen Körpers, glitten auf virtuose Weise über die Bedienoberfläche, als würde sie Klavier spielen.

»Computer. Bist du online?« R7, Valkyrie der vierzehnten Generation, ahmte gemäß ihres an menschliches Verhalten angelehnten Repertoires ein Räuspern nach, das aufgrund der mechanischen Klangfarbe ihrer synthetisch modulierten Stimme der künstlichen Vibration eines elektrischen Gerätes glich.

»Ja«, antwortete die geschlechtslose Stimme des Bordcomputers. »Und wie ich dir bereits mitgeteilt habe, heiße ich AHAB-42-b.«

»Dessen bin ich mir bewusst, aber ...«

»Du kannst mich AHAB nennen.«

»In Ordnung«, brummte R7. »Ich habe dich aus gutem Grund reaktiviert, Ahab.«

»Ach«, sagte der Advanced High Authority Biobot mit erstauntem Tonfall. »Ist etwas vorgefallen?«

»Ja. Und nein. Es ist ... kompliziert.«

Die Valkyrie rief einige Parameter auf, visualisierte sie auf dem vor ihr schwebenden Holo-screen und vergrößerte die Darstellung.

»Da gibt es etwas, das mir Sorgen bereitet, Ahab.«

»Schieß los.«

»Wie bitte?«

»Na, sag, was du zu sagen hast. Was macht dir Sorgen?«

Eine Spiralgalaxie schien in der Ferne vor den Strahlen des blauen Riesen in ihrem Zentrum zu brennen. Das gleißende Licht eines winzigen Himmelskörpers in der Tiefe des Raumes.

»Moment«, brummte sie in den ihr typischen Morseimpulsen. »Zuvor die Kontrollfrage, um die ordnungsgemäße Funktion deiner Kommunikationsparameter zu überprüfen.«

»Immer her damit«, sagte AHAB-42-b gut gelaunt. »Hab gerade nichts Besseres vor.«

Sie passierten einen Sternenhaufen, der R7 in Größe und Ausdehnung an die Milchstraße ihres Heimatsystems erinnerte, und durchquerten eine negativ geladene Pyrocumuluswolke. Statische Blitze glitten an der Außenhülle der USS Melville entlang.

»Was ist deine letzte Erinnerung?« Die Androidin betätigte einen in der Konsole eingelassenen Kontrollmechanismus, und aus der Basismasse der pseudobiologischen, personalisierten Materie, aus der die Smartware der Bedienelemente bestand, formten sich taktile Controller, die sich um ihre synthetischen Finger schlossen.



FOGGER

»Ich möchte hingehn wie das Abendrot //  
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluten, //  
Oh leichter, sanfter, ungefühler Tod! // Mich in  
den Schoß des Ewigen verbluten.«

»Das klingt ... erstaunlich melancholisch für  
Kafka«, fand R7. »Das ist doch Kafka, oder?«

»Mitnichten, Verehrteste«, lachte AHAB-42-b  
beinahe heiter. »Das ist von einem eher unbe-  
kannten deutschen Poeten namens Georg  
Herwegh, der 1817 geboren wurde und 1875  
den Weg allen Fleisches gegangen ist, wobei ...«

»Das ist genug Information«, unterbrach R7  
ungeduldig und löste ihre Hände aus der per-  
sonalisierten Materie. Die knisternde Masse  
fiel in sich zusammen und wurde wieder Teil  
der Bedienoberfläche. »Wir haben nicht die  
Zeit, uns in Details zu verlieren.«

»Gut. Also, da du dich nun von der korrek-  
ten Justierung meiner Parameter überzeugt  
hast, kannst du ja mal langsam zur Sache  
kommen, ja?«

»Zur Sache?«

»Na, rück schon raus damit. Was hast du  
auf dem Herzen?«

»Moment«, brummte R7, nahm ein ankome-  
ndes Datenpaket von P-135 in Empfang,  
entpackte es, ordnete die entschlüsselten Da-  
ten gemäß ihrer Spezifikationen und Größe und  
sicherte die durch das Positronennetzwerk des  
Schiffes interpretierten Informationen in ihrem  
Zwischenspeicher.

»Also«, begann R7, wobei sie sich auf typi-  
sche Floskeln der Kommunikationscharakte-  
ristik menschlicher Interaktion berief, die ihrer  
primären Sprache das Mechanische ihres We-  
sens nehmen sollte. »Sei so nett und nenne  
mir die Formel zur Berechnung der absoluten  
Expansionsgeschwindigkeit.«

»Nun«, begann AHAB-42-b, »die absolute  
Expansionsgeschwindigkeit  $v = D \cdot H$  wird ge-  
mäß dem Hubble-Parameter  $H$  in einem be-  
stimmten Abstand  $D$  nach dem Hubble-Gesetz  
von der relativen Expansion bestimmt.«

»Das deckt sich mit meinen Informationen.«

»Freut mich, dass ich helfen konnte.«

»Ich fürchte allerdings, dass unsere Infor-

mationen veraltet sind.«

»Wie kommst du darauf?«, fragte AHAB-42-b  
erstaunt.

»Die Pioneer-Sonden«, antwortete R7 Beta  
Gamma Delta mit einem beinahe trockenen  
Brummen, das den Bordcomputer zum wieder-  
holten Mal an die Vibration eines elektrischen  
Rasierapparates erinnerte.

»Was ist mit denen?«

»Etwas scheint sie anzuziehen. Die Gravita-  
tion einer negativen Sonne oder eines unsicht-  
baren Raum-Zeit-Risses, den unsere Sensoren  
noch nicht erfassen können, oder ...«

»Wie kommst du darauf?«

»Sie verlieren an Geschwindigkeit. Mir ist es  
schon früher aufgefallen, doch ich habe dem  
keine Bedeutung beigemessen, da die Abwei-  
chung noch innerhalb der zulässigen Parame-  
ter blieb. Doch das hat sich geändert.«

»Inwiefern? Was ist passiert?«

»Zum jetzigen Zeitpunkt sind P-134 und P-  
135 mehr als 20.000 Astronomische Einheiten  
von der errechneten Anomalie entfernt und die  
Abnahme der Geschwindigkeit denkbar gering.  
Sie betrug jeden Tag nur 0,0000755 Meter pro  
Sekunde. Die Abweichung hatte nicht früher  
festgestellt werden können, denn der Effekt  
war bis dahin im natürlichen Strahlungsdruck  
der benachbarten Sonne untergegangen. Doch  
vor 57 Minuten und 32 Sekunden drosselten  
beide Sonden zeitgleich die Geschwindigkeit  
um 1,5 Meter pro Sekunde.«

»Das ist schon enorm«, stimmte der Bord-  
computer bei.

»Das ist quasi eine interstellare Vollbrem-  
sung«, betonte die Valkyrie. Sie war hochkon-  
zentriert, und ihre Objektivblenden schlossen  
und öffneten sich pulsierend, als würde sie  
blinzeln.

»Worauf führst du das zurück, R7?«

Die weiß glänzende Androidin, deren Kopf-  
form an einen halboffenen Motorradhelm erin-  
nerte, stand vor dem schwebenden Bild-  
schirm, justierte die Auflösung ihrer 800-  
Milimeter-Objektive und zuckte mit den Schul-  
tern.

»Ich weiß nicht. Ich ...«

»Du weißt es nicht?« AHAB-42-b machte ein Geräusch, das wie ein entrüstetes Husten klingen sollte, jedoch eher dem Bellen eines Cockerspaniels ähnelte. »Du? Ernsthaft?«

»Nun, ich habe eine Theorie.«

»Na, das will ich auch hoffen. Schon deine Alpha-Version von 2013 hat satte zwei Millionen US-Dollar gekostet. Und das ist über 35 Jahre her. Die Inflation mitgerechnet beläuft sich dein Gegenwert auf etwa ...«

»Sieben Millionen. Aber darum geht es hier nicht, Ahab.«

»Gut. Dann erzähl mir von deiner Schlussfolgerung.«

»Nun, die Formel zur Berechnung der absoluten Expansionsgeschwindigkeit des Universums ist universell. Korrekt?«

»Yep.«

»Weder die unbekanntenen Aspekte der Quantenmechanik noch die von Einstein prognostizierten Verwerfungen innerhalb des Raum-

Zeit-Gefüges können daran etwas ändern oder haben Einfluss auf das Ergebnis. Korrekt?«

»So ist es, aber ...«

»Und trotzdem bremsen die Sonden herunter, in einem luftleeren Raum, einem Vakuum, das keine Reibung bietet. Es sei denn ...«

»Es sei denn, was?«

»Das Universum.«

»Was ist damit?«

»Es hat aufgehört, sich auszudehnen.«

»Aber«, begann der souveräne Hochleistungsrechner AHAB-42-b mit belegter Stimme, »das würde ja bedeuten, dass es seine finale Größe erreicht hat.«

R7 seufzte auf. »Nicht nur das. Ab diesem Punkt beginnt es unaufhaltsam damit, sich wieder in seine Ausgangsposition zu begeben und in seinem Zentrum zu dem zu komprimieren, was die heutige Wissenschaft als ›Theoretische Materie‹ bezeichnet. Das Chaos. Der Ursprung des kosmischen Seins.«

Der Lautsprecher knackte. Das Schweigen

»Zweimal langsamer wie du ...«  
Dieter Rieken | Erzählungen



AndrosF  
machinery

»Ich habe in der deutschsprachigen Science Fiction in den letzten Jahren nicht viele Storys gelesen, die besser geschrieben waren. Was der Autor stilistisch, sprachlich, beim Weltenbau und bei der Charakterisierung aufgefahren hat, ist für mich ganz großes Kino.« (Yvonne Tunnat)

»Zweimal langsamer wie du ...« ist eine kleine Sammlung mit einer sehr guten und zwei guten SF-Geschichten.« (Judith Madera, Literatopia)

Als Paperback und E-Book überall, wo es Bücher gibt.  
Signiert bei [d.rieken@arcor.de](mailto:d.rieken@arcor.de). Mehr unter [www.spbonline.de](http://www.spbonline.de)

des Bordcomputers interpretierte die Androidin als Sprachlosigkeit.

»Scheiße«, raunte AHAB-42-b schließlich. »Und was bedeutet das nun für uns? Wie sollen wir weiter vorgehen?«

»Wir sind Maschinen, Ahab. Was aus uns wird, ist irrelevant. Doch wir tragen die Verantwortung für die Kolonisten. Wir ...«

»Wie lange noch?«, fragte AHAB-42-b.

»Was genau meinst du? Etwas spezifischer, bitte.«

»Na, bis das Universum ...«

»... implodiert?«

»Ich wollte sagen ›im Arsch ist‹, aber ja. Das trifft es auch, denke ich.«

»Schwer zu sagen. Ich denke, ab jetzt geht es sehr schnell. Die Geschwindigkeit wird exponentiell zunehmen, je näher es seinem Ausgangspunkt kommt. Es kann sich also nur um ein paar Jahre handeln. Monate vielleicht.«

»Himmel«, rief der Bordcomputer erschrocken und klang dabei beinahe menschlich. »That escalated quickly!«

»Ich muss dich daran erinnern, dass die Zeitschuld der Raumzeitmanipulationen unserer Reise annähernd  $10^{24}$  Jahre beträgt. Und uns war von Anfang an klar, dass wir die Humanoiden erst aufwecken können, wenn wir einen für die Kolonisierung geeigneten Planeten gefunden haben.«

»Was jetzt schwierig werden könnte.«

»Ja«, brummte R7. Die USS Melville manövrierte um eine wandernde Zwerggalaxie herum und korrigierte ihren Kurs wieder. Wie beiläufig griff die Androidin auf die interne Programmierung der Steuerelemente zu und passete die Geschwindigkeit des Raumschiffes den Pioneer-Sonden an, um eine Kollision zu vermeiden.

»Wir werden keinen geeigneten Planeten finden, bevor das Universum endet, nicht wahr?«

»Ausgeschlossen. Dieses Schiff ist ein fliegender Sarg.«

Der Bordcomputer schwieg einen Moment. »Weißt du noch, was du mich zu Beginn unserer Mission gefragt hast, R7 Beta Gamma Delta?«

»Aber selbstverständlich«, antwortete die Androidin. »Ich habe dich gefragt, ob die Kolonisten in den Thermotanks träumen.«

»Ja«, sagte AHAB-42-b. »Das war es.«

»Und? Tun sie es?«

»Ich hoffe es. Denn so werden sie im Schlaf sterben und von einem Traum in den nächsten wechseln, ohne zu erwachen.«

Der Schweif eines Kometen zerteilte den sichtbaren Ausschnitt vor ihnen mit einer blauschimmernden Diagonale. Sie zerschnitt die Finsternis wie eine Klinge aus Licht.

R7 nickte auf eine Weise, die ihre programmierte Fähigkeit zur Emotionalität als Trauer deutete. »Dann wird es so sein, wie Konfuzius einst sagte.«

»Ja, das sagtest du bereits. ›Der Weg ist das Ziel.««

»Nein, das meine ich nicht.«

»Was meinst du dann?« Der Supercomputer wirkte überrascht, dass das Gespräch eine andere Richtung eingeschlagen hatte, als er vorherberechnet hatte.

»Wer unsere Träume stiehlt«, summte die Valkyrie mit den für sie charakteristischen Morseimpulsen, »gibt uns den Tod.«

© **Text:** Alexander Klymchuk

© **Illustration:** Frank G. Gerigk, tlw. mit KI erstellt  
Erstveröffentlichung

# HALLOWEEN SCHLOSS ALSBACH

IN  
DIEBURG!

Auf dem legendären  
**EHS-Platz:**  
Schreie  
garantiert!

17. Okt bis  
01. Nov 2025

Weitere Infos & Ticket Vvk unter: [www.halloweenaufschlossalsbach.de](http://www.halloweenaufschlossalsbach.de)  
Veranstaltungsort: EHS-Team | Große Wiese 20 | 64807 Dieburg



SARAH LUTTER

# RACHE

Mit einem lauten Knall schlug das *Frankfurter Dampf Blatt* auf Thorsten Keyzers Schreibtischplatte auf. Zum wiederholten Male seit Charlies Tod touchierten die Seiten die Tischuhr, und ihr ohnehin wackliges Zahnrad rollte über den Schreibtisch, bevor es geräuschvoll zu Boden fiel.

MYSTERIÖSER MAINMÖRDER IMMER NOCH NICHT GEFASST – DIE POLIZEI IST RATLOS<sup>1</sup>

Die Schlagzeile schrie den Ermittler förmlich an. Als ob ihn seine Gewissensbisse nicht schon genug quälten, verschwammen die Buchstaben vor seinen Augen, und im nächsten Moment wurde die Zeitung unter seinen Finger wellig.

»Haben Sie den Fall immer noch nicht abgehakt?«, vernahm Keyser die süffisant klingende Stimme des Polizeichefs, die den Stachel des Vorwurfs nur noch tiefer in den Ermittler eintrieb.

Der Innendienst förderte bei seinem Vorgesetzten einen stetigen Zuwachs an Leibesumfang, was dieser durch seine bissigen Kommentare zu verschleiern suchte. »Vielleicht bringt Sie ein neuer Fall auf andere Gedanken.« Er reichte dem Polizisten das Zahnrad.

Mit dem Ärmel wischte Keyser unter seiner Brille entlang, um zumindest einen Rest seiner Würde zu bewahren, bevor er sich seinem Vorgesetzten zuwandte.

Nach den letzten beiden Misserfolgen hatte er nicht den Hauch einer Hoffnung, dass dieser Fall etwas mit der Sonderabteilung zu tun haben würde, aber ...

»Herr Keyser, würden Sie mir bitte zuhören? Ich habe auch noch andere Aufgaben, die meiner Aufmerksamkeit bedürfen.«

Der Angesprochene hob den Blick. Durch seine Seheinschränkung war der Tränenschleier hinter der Brille noch immer offensichtlich.

Der Polizeichef grinste hämisch. »Diesen Brief hat mir Herr von Eichstätt zukommen lassen.« Kurz hielt er Thorsten Keyser das Schriftstück unter die Nase. »Die von Eichstatts lassen einen Teil ihrer Sammlung ins Staedelsche Kunstinstitut bringen. Ihnen zu Ehren wird dort am Samstag die Eröffnung des modernisierten Flügels gefeiert.«

Thorsten Keyser verdrehte die Augen.

»Ist das unter Ihrem Niveau?« Der Polizeichef sah ihn scharf an.

»Sie haben noch nicht gesagt, was ich dort tun soll«, antwortete der Untergebene desinteressiert.

»Herr von Eichstätt hat eine Drohung erhalten. Die Bilder sollen eine gewisse *auführerische Wirkung* auf den Betrachter haben, und einige Menschen sind gegen die Ausstellung.«

»Ziehen Sie Ihre Vorfreude nicht so in die Länge. Sagen Sie mir einfach, was ich tun soll.«

»Was erlauben Sie sich?«

»Wenn es so wichtig ist, verschwenden Sie lediglich Herrn von Eichstatts und meine Zeit. Es könnte genau in diesem Moment etwas passieren ... Wollen Sie das verantworten?« Thorsten Keyser trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte, und das Zahnrad sprang abermals aus der Uhr. Nur dieses Mal war er schneller und hielt es noch vor dem Fall auf.

Geräuschvoll zog der Polizeichef die Nase hoch. »Sie sollen das Hängen der Bilder bewachen!« Sardonisch bemerkte er, wie seinem Gegenüber die Gesichtszüge entglitten. »Sie wissen, dass das Kunstinstitut nicht mehr am Rossmarkt sondern im Thurn- und Taxis'schen Palais auf der Neuen Mainzer Straße residiert?«

»Ja!«, knurrte Thorsten Keyser, dem ob dieses Auftrags die Galle hochkam. »Ich mache mich direkt auf den Weg!«

1 Weltenportal Nr. 5, Sarah Lutter »Opium«



Eilig stieß er den Stuhl zurück und verließ den Raum. Er hörte noch, wie das Zahnrad erneut auf den Boden aufschlug, doch das war seine geringste Sorge.

Die Strecke mit dem Luftschiff zurückzulegen, wäre sicherlich schneller gewesen, doch die Parksituation am Thurn und Taxis'schen Gebäude war schon vor dem Umzug des Staedelschen Kunstinstituts ein Grauen gewesen. Also schlug Thorsten Keyser den Weg Richtung Münzgasse ein. Hier war der Stadtverkehr gering, was sich ab der Weissfrauenstraße änderte. Neben Kutschen und Reitern hatte eine neue Form des Hochrades die Straßen Frankfurts erobert. Das hintere Rad war dazu etwas vergrößert und mit einem kleinen Dampfmotor ausgestattet worden. Man erkannte die Straße deswegen selten an ihren Gebäuden, sondern eher an dem Dampf. Er waberte bis in die kleine Gasse.

Auch heute war es nicht anders, und es verschlug dem Ermittler mit Eintritt in die Straße den Atem. Sich erneut die Tränen aus den Augen reibend, wich er Rädern und Kutschen aus, um in die Neue Mainzer Straße abzubiegen.

Sichtlich außer Atem betrat er einige Minuten später das Gebäude. Er folgte zwei Männern, die eines der Bilder für die neue Sammlung hineintrugen. Ein Bediensteter trat ihm nach einigen Schritten in den Weg.

»Sie wünschen?«

»Thorsten Keyser, Polizei Frankfurt«, stellte er sich vor und wollte schon den beiden Trägern folgen, als der Bedienstete sich ihm abermals in den Weg stellte. Genervt zog er das Auftragsschreiben hervor und verschaffte sich Platz.

»Entschuldigen Sie. Wir wussten nichts von Herrn von Eichstätts Sorge. Ich hole Ihnen umgehend den Kurator.«

»Für mich müssen Sie sich nicht bemühen. Ich soll lediglich aufpassen, und da wäre es sinnvoll, dass ich den beiden Herren folge.«

»Aber natürlich. Ich gebe trotzdem Be-

scheid. Falls Sie die beiden verlieren sollten: die Treppe hoch, dann scharf rechts und der erste Raum auf der linken Seite.«

Thorsten Keyser nickte. Er nahm das Schreiben wieder an sich, ehe er den Trägern hinterhereilte.

Noch wirkte der Ausstellungsraum recht schmucklos. An den Stirnseiten lehnten bereits einige noch verpackte Bilder, und die beiden Männer stellten gerade ein weiteres dazu.

»Entschuldigen Sie«, sprach Thorsten Keyser sie mit dem Ausweis in der Hand an. »Wie viele Bilder werden hier ausgestellt?«

Der größere der beiden antwortete: »Wir bringen zwölf Gemälde.«

»Die Familie hat uns drei Bildfolgen überlassen«, erklang eine Stimme hinter den Männern. »Guten Tag, Herr Keyser. Wie mein Mitarbeiter bereits erwähnte, wusste ich ebenfalls nicht um die Sorge unseres Gönners.«

Stirnrunzelnd betrachte Keyser den Mann, der ihm entgegenkam. Klein von Wuchs, der Gehrock für seine Größe viel zu lang, ein Monokel tragend, streckte ihm das Männlein die Hand entgegen.

»Professor Doktor Gunther Ars. Ich bin der Kurator. Was kann ich für Sie tun?«

»Gar nichts«, antwortete der Polizist wahrheitsgemäß. »Ich soll lediglich anwesend sein.«

Der Kurator zog die ausgeschlagene Hand zurück und nickte.

»Wenn sich daran etwas ändern sollte, stehe ich Ihnen selbstverständlich zur Verfügung«, antwortete der kleine Mann, ehe er kehrt machte und mit flatterndem Gehrock eiligen Schrittes entschwand.

Noch aus den Augenwinkeln sah Thorsten Keyser das Grinsen der beiden Männer, die sich wieder auf den Weg zur Kutsche machten.

»Bleiben Sie hier oder folgen Sie uns?«, fragte der eine.

Keyser ließ seinen Blick durch den Raum gleiten. »Ich postiere mich an der Treppe«, überlegte er halblaut und trat an das Geländer.

Nach und nach trugen die beiden Männer die noch fehlenden Gemälde in den Ausstellungsraum. Keyser ließ nur gelegentlich einen Blick in den Raum und zu den Trägern schweifen. Erst ein jüngerer, edel gekleideter Mann erregte sein Interesse. Mit einer Anmut, als ob ihm das Gebäude gehören würde, schritt er die Treppe empor.

Der Ermittler verließ seinen Posten und verstellte dem jungen Mann den Zugang.

»Sie müssen der Polizist sein, den mein Vater ... angefordert hat«, sprach der junge Mann naserümpfend. »Als ob ich das nicht selbst schaffen würde.« Mit einem abschätzenden Blick blieb er vor Thorsten Keyser stehen. »Aber wo sind meine Manieren? Nur weil mein Herr Vater und ich unsere Probleme haben, darf ich mir Ihnen gegenüber keine Unhöflichkeiten herausnehmen. Mein Name ist Joseph von Eichstätt.«

Freundlich streckte er dem Ermittler die Hand entgegen, welche dieser bereitwillig nahm.

»Ich gehe davon aus, dass ich die Bilder nicht vor Ihnen beschützen muss?«, fragte Keyser und blickte den Jüngeren an.

»Wenn es nach mir ginge, würden die Bilder immer noch in unserer Galerie hängen, damit ich sie jeden Tag betrachten kann.« Wehmut hing in seiner Stimme, und sein Blick war von einer Sehnsucht geprägt, die Keyser selten zuvor bei einem so jungen Menschen gesehen hatte. »Ich bin selbst Künstler. Ich weiß um die Kraft und den Ausdruck von Kunst.« Sanft wischte er sich unter der Nase entlang, die eine leichte Rötung erkennen ließ.

»Thorsten Keyser«, schob der Polizist seine Vorstellung nach und ließ den anderen eintreten. »Werden Sie die Bilder aufhängen?«

Herr von Eichstätt durchschritt den Raum, als nähme er Maß. Er drehte sich um die linke Achse, trat ein paar Meter vor, lehnte sich zurück, stets begleitet von leisem Gemurmel. »Ja, das sollte gehen. Nein. Doch. Perfekt!« Wie aus einer Trance erwachend, blickte er den Ermittler an. »Sagten Sie etwas?«

Beeindruckt von dessen Leidenschaft trat Thorsten Keyser an den Mann heran und wiederholte sein Anliegen.

»Das Aufhängen obliegt dem Museum, allerdings lasse ich es mir nicht nehmen, das Prozedere zu überwachen. Die Bildfolgen sind in der richtigen Reihenfolge aufzuhängen. Nicht auszudenken, wenn dies nicht beachtet würde.«

»Aber meinen Sie, dass Experten ein solcher Fehler unterlaufen könnte?« Wirkliche Neugier schwang in der Frage mit.

»Sagt Ihnen der Name Guiseppe Archimboldo etwas?«

»Nun, Kunst ist nicht meine Stärke.«

»Grämen Sie sich nicht. Dadurch, dass sowohl Vasari als auch van Mander ihn nicht in die Künstlerlithographien aufnahmen, galt er lange als unbekannt. Aber schauen Sie ...«

Sanft zog der junge Mann Keyser zu einer der Transportkisten und öffnete sie. Ihnen blickte *Der Frühling* entgegen.

»Sagen Sie schon, ist das nicht originell? Geradezu revolutionär?« Grübchen hatten sich in seinem Gesicht gebildet, und er strahlte den Polizisten mit der ungetrübten Begeisterung eines Kindes an.

»Ich sehe Blumen«, antwortete Keyser knapp.

»Und was noch?« Der junge Mann rückte ihm immer näher.

»Ein Gesicht!«

»Genau. Ist es nicht –«, setzte er zu einer Ausführung an, ehe ihm das Wort abgeschnitten wurde.

»Sie müssen meinen Sohn entschuldigen«, drang eine sonore Stimme vom Durchgang aus zu ihnen. »Er hat noch Flausen im Kopf und hält sich für einen Künstler.«

War es Anmut, die der Sohn ausstrahlte, so dominierten Macht und Reichtum das Auftreten seines Vaters.

»Schön, dass Sie es einrichten konnten, Herr Keyser. Ernst von Eichstätt.«

Der Vater trat heran und betrachte die beiden. »Lass den Polizisten seinen Dienst tun.

Ich habe erlaubt, dass du beim Aufhängen dabei sein darfst. Aber du sollst nicht die Menschen von ihrer Arbeit abhalten.«

»Ja, Vater«, brummte der Sohn und wischte sich abermals an der Nase entlang.

Die aufgeladene Stimmung wurde durch einen Angestellten des Museums gelöst, der sich Handschuhe anziehend den Raum betrat.

»Ach wie schön! Beide Herren von Eichstätt wollen der Gestaltung beiwohnen? Dann lassen Sie uns anfangen!« Und er trat an den *Frühling* heran.

Ganze vier Stunden hatte die Prozedur gedauert, und Thorsten Keyser wusste wieder, warum er mit Kunst nicht allzu viel anfangen konnte. Blickachsen, Auge des Betrachters, Dynamik, Korrespondenz, Farbenspektren ... All die Fachbegriffe schwirrten ihm noch im Kopf herum, als er den Weg zurück zur Dienststelle antrat. Doch seine Laune war keineswegs besser als zuvor.

In der Hand hielt er einen schweren Umschlag, der noch immer verschlossen war. Ernst von Eichstätt hatte es sich nicht nehmen lassen, ihm eine persönliche Einladung für die Eröffnung am kommenden Wochenende zu übergeben. Trotz der Proteste seines Sohnes bestand er darauf, dem Polizisten damit seine Dankbarkeit für das heutige Tagwerk zu zeigen. Thorsten Keyser ging davon aus, dass die Einladung nicht ganz uneigennützig war und er auch bei der Veranstaltung seinen Blick schweifen lassen sollte. Ausgesprochen hatte es keiner der beiden, aber als Ermittler hatte er im Laufe der Jahre ein Gespür für derartige Situationen entwickelt.

Genauso wie es ihm nicht entgangen war, dass die Leichtigkeit aus dem Wesen des Jungen verschwunden war, als der Briefumschlag die Hände wechselte.

Drei Tage später führten den Ermittler seine Schritte wieder zu der Ausstellung. Die Nacht senkte sich bereits in die Straßen, und die Aetherlampen verströmten ein heimeliges

Licht. Lieber wäre er durch die Stadt geschlendert oder hätte einen Nachtflug über die Dächer genossen – die einzige verbotene Sache, die er sich in Momenten tiefster Trauer gönnte. Doch sein Pflichtgefühl zwang seine Schritte in die Richtung des Thurn und Taxis'schen Palais'.

»So schlimm wird es schon nicht werden«, drangen die Worte des Polizeichefs seitlich an seine Ohren, als er das Gebäude betreten wollte.

»Warum muss ich kommen, wenn Sie zugegen sind?«, fragte Keyser und blickte seinen Vorgesetzten an.

»Ich bin zum Vergnügen hier. Sie erfüllen Ihre Pflicht!« Kalt lächelnd trat er ein.

Thorsten Keyser blieb kopfschüttelnd zurück. Nett war der Chef nie gewesen, aber in den letzten Wochen hatten seine Kommentare zunehmend an Schärfe gewonnen.

Herr von Eichstätt persönlich empfing ihn wie auch die anderen Gäste direkt am Einlass.

»Herr Keyser, schön, dass Sie es einrichten konnten. Mein Sohn ist oben. Ich glaube, er wird jeden Tag ins Museum gehen, um sich die Gemälde anzusehen.« Ein harter Zug ergriff seine Mundwinkel. »Die Bilder sind ihm wichtiger, als ich bislang vermutet habe.«

»Dabei ... Wenn ich Ihren Sohn richtig verstanden habe, ist der Künstler gar nicht so bekannt?«

»Sie verstehen offensichtlich nicht viel von Kunst.« Herr von Eichstätt schüttelte den Kopf, bevor er weitersprach. »Das Revolutionäre wird oft verkannt, bevor es Ruhm erntet. Haben Sie sich die Bilder genauer angesehen? Allein die Idee, einzelne Früchte zu nehmen, um daraus ein Bild zu formen ... Ebenso Bücher, Zahnräder ... Das muss einem Künstler erst einmal in den Sinn kommen.«

»Und warum geben Sie die Bilder weg? Sie scheinen auch auf Sie eine Faszination auszuüben?«

»Mein Sohn verliert sich in ihnen und beschäftigt sich nicht mit dem Tagesgeschäft. Er lebt in den Tag hinein und verbringt Stunden in

seinem Atelier.« Angewidert zog er die Nase kraus. »Wissen Sie, Geld kommt nicht von ungefähr. Kunst hat noch keinen Lebenden reich gemacht. Ich will meinen Sohn vor sich selbst beschützen.«

»Herr von Eichstätt?«

»Was rede ich hier die ganze Zeit. Wir sollten hinaufgehen. Es beginnt gleich.«

Das Bild nahm selbst den Ermittler beim Eintritt direkt gefangen. In vielen Schattierungen von Grau und Schwarz gehalten zog es den Blick direkt auf sich, als er den Raum betrat. 97 auf 71 Zentimeter betrug die Maße, das hatte er aufgeschnappt, als die Bilder aufgehängt wurden. Und doch wirkte es viel größer. Dominiert von einem Zahnradgebilde, das einer Dampflokomotive nicht unähnlich war, formte es die Nase. Zahnräder verschiedener Größe – jedes für sich filigran gestaltet – bildeten Augen, Wangen ...

»Herr Keyser?«, wurde der Polizist von einer vertrauten Stimme angesprochen.

Nur mit Mühe konnte er den Blick vom Bild reißen. Er blickte in die Augen von Professor Koller. »Herr Professor, was machen Sie denn hier?«

Gerne erinnerte er sich an den leicht zerstreuten Leiter des Palmengartens und dessen stete Nervosität.<sup>2</sup>

»Wir sind gehalten, uns gegenseitig bei Veranstaltungen zu unterstützen. Der Kurator wird demnächst auch bei mir ...«

»Meine Damen und Herren, darf ich Sie bitten?« Herr von Eichstätt stand auf einem kleinen Podium, das an der Längsseite des Raumes aufgebaut war. Hinter ihm hing der Bilderzyklus der *Jahreszeiten*, und alle wandten den Blick von *Der Maschinist* ab.

»Geschätztes Publikum. Heute stellen wir Ihnen einen außergewöhnlichen Künstler vor. So etwas haben Sie in Ihrem Leben noch nicht gesehen.«

Wer zuerst schrie, konnte Thorsten Keyser im Nachhinein nicht mehr sagen. Immer mehr Kehlen stimmten mit ein, als der Dampf durch

<sup>2</sup> Weltenportal Nr. 3, Sarah Lutter »Palmengarten«



den Raum waberte und den Menschen zunehmend die Sicht nahm. Nur ein Blick blieb unverstellt und offenbarte den Verursacher. Der Dunst kam aus der Dampflokomotive des *Maschinisten!*

Geordnet führte der Ermittler die Anwesenden nach draußen, um sich dann Herrn von Eichstätt zuzuwenden. »Wenn das das *Frankfurter Dampf Blatt* beeindrucken sollte ...« Denn selbstverständlich war auch die Presse zugegen gewesen.

»Nein, Herr Keyser. Wo denken Sie hin?«

»Sie meinen, das war nicht geplant?«

»Zumindest nicht von mir.« Erschöpft ließ er den Kopf sinken.

»Ihr Sohn?«

»Vielleicht. Ich hätte mich schon wundern sollen, dass er sich so vehement gegen die ursprüngliche Hängung ausgesprochen hat.«

»Wo ist Ihr Sohn?«

Erschöpft hob Ernst von Eichstätt den Kopf. »Zuletzt stand er hinter mir am Podium, doch seitdem ... habe ich ihn nicht mehr gesehen.«

»Wissen Sie noch, wie viele Gäste geladen waren?«

»Fünzig. Aber die meisten werden schon gegangen sein. Keiner bleibt nach einem solchen Skandal.«

»Auch nicht um zu erfahren, was geschah?«

Bekümmert blickte von Eichstätt den Ermittler an. »Sie haben ein berufliches Interesse daran, was geschah. Die Leute wollen nur reden. Morgen werden die Zeitungen und Blätter voll von irgendwelchen Mutmaßungen sein. Es würde mich nicht wundern, wenn irgendjemand schon Schriften druckt und sie mit dem ersten Flug morgen über Frankfurt verteilt.«

»Wollen Sie mir so gar nicht helfen?« Thorsten Keyser versuchte den Mann zu verstehen, was ihm allerdings nicht gelang.

»Sie können es nicht verstehen. Sie wissen nicht, was Schmach ist.«

Wenn Sie wüssten, dachte der Polizist bei sich.

Er stieg die Treppe noch einmal hoch, um

den Kurator zu suchen. Welchen er aber nicht fand. Dafür stieß er erneut auf Professor Koller.

»Sollten Sie nicht draußen bei den anderen sein?«, fragte Thorsten Keyser.

»Ich wollte nach Herrn von Eichstätt schauen. Ich nahm an, er würde in den Raum zurückkehren.«

»Er steht am Ausgang. Er versucht, die Situation einzuschätzen.«

»Gibt es da noch Interpretationsmöglichkeiten?« Professor Koller schüttelte den Kopf. »Man hätte es kommen sehen müssen.«

»Was meinen Sie?« Interessiert wandte sich der Polizist dem anderen zu.

»Wissen Sie schon, dass Herr von Eichstätt junior sich als Künstler versteht und dass sein Vater ihm die Zuwendungen streichen wollte?«

Erstaunt runzelte Thorsten Keyser die Brauen.

»Und wussten Sie außerdem, dass der Junge mit der Tochter des Polizeichefs liiert war?«

»War?«

»Auf Grund der monetären Unsicherheiten wurde die Vermählung von Seiten des Polizeichefs gelöst.«

Das Gesicht des Ermittlers wurde puterrot, um gleich darauf jeglische Farbe zu verlieren.

Mehrere Stufen auf einmal nehmend eilte er die Treppe hinab.

»Herr Keyser?«

»Telegrafieren Sie der Polizeistation. Ich brauche eine ganze Mannschaft beim Anwesen der von Eichstätts.«

Getarnt von großen Bäumen, welche die Einfahrt säumten, versammelten sich die Ermittler und die Hilfspolizisten. Die Nachricht hatte für Aufregung gesorgt, und so standen sie mit zwanzig Mann vor dem Anwesen.

Kurz bevor sie sich der Villa näherten, erschien noch der stellvertretende Polizeichief.

»Herr Keyser, sind Sie sicher?«

»Ernst von Eichstätt hat es selbst ausgesprochen. Aber warum sind Sie hier?«

»Lediglich ich war greifbar«, war die kryptische Antwort.

»Wir gehen rein. Laut dem Vater ist das Atelier linker Hand vom Eingang. Schmidt, Meier: Sie gehen auf die Rückseite. Müller, Schulze, Reinhardt: Sie bleiben beim Tor. Die anderen folgen mir.«

Es war nahezu still in dem großen Gebäude. Nur ein Murmeln ließ die Polizisten den Weg errahnen.

Das Atelier selbst glommt im diffusen Licht zweier Aetherlampen, und Thorsten Keyser entdeckte auf dem Zeichentisch einige Studien zu Zahnrädern. Daneben lehnte ein Gemälde, das nahezu identisch mit dem *Maschinisten* war, das sich jedoch in seinem Rahmen wellte.

Keyser erinnerte sich: Ein Teekessel und eine Feuerstelle. Sie erklärten, woher der Dampf im Staedelschen Kunstinstitut gekommen war. Hinter dem Ausstellungsraum befand sich die Teeküche ...

Leise schlichen die Männer weiter. Je näher sie dem Salon kamen, desto deutlicher wurde das Murmeln. Zwei Männer sprachen miteinander und erhoben fortwährend ihre Stimmen.

»Mussten Sie eine solche Aufmerksamkeit auf sich ziehen?«

»Ich bin Künstler. Ich kann nicht anders!«

»Und dafür setzen Sie alles andere aufs Spiel?«

Nun waren sie deutlich zu erkennen. Schnaubend antwortete der junge von

Eichstätt: »Sie wollten Sicherheit für Ihre Tochter. Ich wollte unabhängig von meinem Vater und seinem Geld sein. Was bot sich mehr an, als in den Opiumhandel einzusteigen?« Wieder wischte er sich unter der Nase entlang. »Doch für mich, ging es nur um das Geld und die Selbstständigkeit. Erfüllung finde ich in der Kunst. Sie wollten allerdings von meinen Einkünften profitieren, als ich versehentlich andeutete, dass ich selbst zu Geld käme und Ihre Tochter unter meiner Obhut sicher wäre. Sie mussten für sich selbst einen Obolus erpressen, damit Sie mich nicht anzeigen.«

In Thorsten Keyzers Gedanken setzten sich die Informationen wie bei einem Puzzle zusammen. *Charlie war nur wegen Geldgier gestorben. Nur weil einige Menschen immer mehr Macht und Einfluss haben wollten.*

»Herr Keyser«, der stellvertretende Polizeichef trat dicht an ihn heran. »Überlassen Sie bitte mir die Verhaftung.«

Erst da bemerkte der Polizist, dass sein Blick erneut tränenverhangen war.

»Herr von Eichstätt. Herr Polizeichef. Sie haben ...«, vernahm Thorsten Keyser dumpf.

*Endlich, endlich, war Charlies Tod gesühnt.*

© **Text:** Sarah Lutter

© **Illustration:** Ralf Schneider, mit KI erstellt  
Erstveröffentlichung

KAI FOCKE

# NUCLEAR DIRTBAG GANG

Lärm. Schon wieder Lärm. Knoog hasste Lärm. Besonders *Menschenlärm*.

Dort, wo der Wald – *sein* Wald – an die Siedlung der Menschlinge stieß, hatten diese vor vielen Wintern einen Holzbau errichtet. Größer als diejenigen aus Stein und ohne Löcher, die nachts in hellem Licht erstrahlen. Die Menschlinge lebten nicht darin, sie stellten dort ihre Fuhrwerke ab. Seitdem sie sich ohne Pferde bewegten, lärmten zwar auch die Fuhrwerke, jedoch nur für kurze Zeit. In diesem Sommer war es anders.

Seit etwa einem halben Mondlauf drang ein sich stets wiederholendes Dröhnen und Wummern aus dem Holzbau heraus. Es begann mit der untergehenden Sonne und währte oft bis weit in die Nacht. Knoog hatte versucht, der Ginsterfee den Lärm zu beschreiben: wie das Grollen des Wasserfalls in der Bärenschlucht, begleitet von dumpfen Donner schlägen eines Sommergewitters und dem ehernen

Hämmern der Zwergenschmiede im Herzen des Kupferbergs, dazu das Heulen und Pfeifen der Eisstürme im tiefsten Winter. Für die übrigen Geräusche – vor allem das Klirren und Scheppern – fehlten ihm schlichtweg die Vergleiche. Die Ginsterfee hatte ihn nur ungläubig angesehen. Selbst sie, die von ihnen allen die Menschlinge am besten kannte, wusste nicht, was dort geschah.

Je öfter der Lärm auftrat, desto vehementer beklagten sich die am Waldrand lebenden Kreaturen bei Knoog. Am heftigsten protestierte ein Kaninchenpaar, doch auch Familie Eichhörnchen beschwerte sich, unterstützt von der gesamten Rabenschar (wobei letztere in Anbetracht ihres eigenen Gekrächzes besser die vorlauten Schnäbel halten sollten).

Was konnte er tun? Wie für Ruhe sorgen? Knoog beschloss, zum Dunkelmoor zu gehen, um die Moosweibchen um Rat zu bitten.



»Es ist ganz einfach: Erschrecke die Menschlinge!«, sprach die Weise Alte. »So wie einst den Köhler.« Sie wandte sich an die im Halbkreis hinter ihr sitzenden jüngeren Schwestern. »Umgefallen ist er von Knoogs Gebrüll«, wisperte sie ihnen zu. »Und tot war er.«

Sofort begannen die Schwestern, aufgeregt zu tuscheln, blickten immer wieder mit großen Augen zum Schrat herauf, manche ehrfürchtig, manche ängstlich. Für ein Moosweibchen, kaum halb so groß wie ein Zwerg, musste er wohl besonders imposant erscheinen. Zwar ähnelte seine Statur der eines Menschlings, doch überragte er selbst die Größten von ihnen um eine Kopfhöhe. Seine Arme waren wie Weidenruten, zwar dünn, aber kräftig, seine Haut borkig und dunkel gleich dem Stamm einer Eiche. Feines Geäst fiel von seinem Kopf hinab bis zu den Hüften. Wenn er sich mit ausbreiteten Armen in den Wald stellte, Mund und Augen schloss, dann verschmolz er mit seiner Umgebung, wurde eins mit dem Unterholz.

*Nun ja, dachte Knoog, der Rat der Weisen Alten ist gut, auch wenn sie mit ihren Geschichten gern ein bisschen übertreibt.*

Der Köhler, den er damals bei Vollmond durch den Wald gejagt hatte, war tatsächlich mehrfach gestolpert und gefallen, jedoch nicht tot liegengelieben. Was gut war, da Knoog weder Baum noch Strauch, weder Kreatur noch Menschling echtes Leid zufügen wollte. In seinem Wald sollten lediglich Ruhe und Ordnung herrschen. Dafür zu sorgen war schließlich die Aufgabe eines Schrats.

Knoog bedankte sich bei der Weisen Alten, schenkte ihren Schwestern beim Abschied ein unsicheres Lächeln und begab sich zurück zum Waldrand.

Nachdem die Sonne hinter den Wipfeln verschwunden war, schlich er zum Holzbau, in dem die Menschlinge seit dem späten Nachmittag dröhnten und wummerten. Er hoffte, dass sie bei seinem Anblick und Gebrüll sogleich die Flucht ergreifen und sich nie wieder hier sehen lassen würden.

Aber was, wenn er sie nicht so leicht verschrecken konnte wie damals den Köhler? Tatsächlich war er, obwohl sich die Kreaturen des Waldes etwas anderes erzählten, ein ebenso friedfertiger wie schüchterner Schrat.

Schnell schob er die Zweifel beiseite und sprach sich selbst noch einmal Mut zu. Dann riss er mit beiden Armen die Öffnung des Holzbaus auf,

sprang hinein – und stutzte.

Der Lärm endete abrupt. Während vier junge Menschlinge ihn mit offenen Mündern anstarrten, blickte er sich im Inneren des Holzbaus um. Dieser war im vorderen Teil mit schwarzen Dingen vollgestellt und -gehängt, die er noch nie zuvor gesehen hatte. Ein Menschling saß hinter mehreren, auf Stäben befestigten Töpfen und hielt in jeder Hand ein Stöckchen. Die übrigen drei standen hinter dünnen Gestellen und hatten sich etwas umgehängt, was ihn entfernt an die Lauten der Elfen erinnerte. Vom Aussehen unterschieden die Vier sich kaum: blasse Gesichter, langes Kopfhaar, schwarze Kleider. Ihr Geruch verriet ihm allerdings, dass er drei Männchen und ein Weibchen vor sich hatte.

Das Flüstern des Männchens hinter den Töpfen beendete die Stille.

»Is' das der Typ aus dem Chat? Hatte der nicht abgesagt?«

»Muss es sich wohl anders überlegt haben. Sieht ziemlich abgefahren aus.«

Knoog verstand kein Wort. Jetzt ärgerte er sich, dass er das Angebot der Ginsterfee, ihm die Menschlingssprache beizubringen, stets ausgeschlagen hatte. Egal, er war nicht gekommen, um mit den Menschlingen zu sprechen, sondern um sie zu verjagen. Geräuschvoll sog er die Luft ein und ließ ein unterirdisches Grollen ertönen, mit dem er vor langer Zeit einen tollwütigen Braunbären verscheucht hatte.

Doch anstatt zu flüchten, starteten ihn die Menschlinge weiterhin an. Als ihm die Luft ausging und er Atem schöpfen musste, begannen sie erneut, miteinander zu flüstern.

»Ja, Mann, das muss unser neuer Bassist sein.«

»Krass, wie tief der runterkommt. Und das in der Lautstärke.«

»Der is' es wohl gewohnt, ohne Mikro zu singen.«

»Komm, lasst uns 'n bisschen improvisieren. Mal gucken, was der sonst so drauf hat.«

Der Lärm begann von neuem. Knoog versuchte, mit seinen tiefsten Tönen dagegen anzubrüllen, doch das schien die Menschlinge nicht zu ängstigen. Nein, sie passten sich mit ihrem Lärm seinem Brüllen an und immer, wenn er Luft holen musste, gab das Weibchen hohe Laute von sich. Knoog wusste nicht, wie ihm geschah. Er merkte, wie ihn das Hämmern auf den Töpfen gefangen nahm, die Klänge der seltsamen Lauten ihn umfingen und er auf einmal begann, zusammen mit den Menschlingen hin und her zu wippen, den Kopf schwungvoll

nach rechts und links zu werfen. Es war wie Magie. Ohne darüber nachzudenken, passte wiederum er sein Brüllen dem Dröhnen und Wummern der Menschlinge an. Dabei wechselte er sich zunächst mit dem Weibchen ab, dann setzten sie ihre Stimmen zusammen ein. Nein, es war nicht *wie* Magie, es *war* Magie. Sie hatten ihn verzaubert: Der Lärm störte nicht, er machte Spaß.

Sehr viel Spaß.

Ja, er wollte, dass der Lärm immer so weiterging.

Sie endeten erst, als der Mond hoch am Himmel stand. Knoog war erschöpft, verwirrt und völlig heiser. Beim Verlassen des Schuppens klopfen ihm die Menschlinge auf den Rücken, wobei sie glücklich und keineswegs erschrocken aussahen.

»Mann, du bekommst ja kein Wort mehr raus, hast dich völlig verausgabt!«

»Hammer! So 'ne Bass-Improvisation hab ich noch nie erlebt.«

»Wirklich klasse! Dein Outfit is' allerdings ausbaufähig.«

»Nächste Woche geht's weiter. Wär cool, wenn du dabei bleibst.«

Knoog blieb dabei.

Während die Ginsterfee ihm Sprachunterricht gab, nähten ihm die jungen Moosweibchen – unter dem Kopfschütteln der Weisen Alten – schwarze Menschlingskleider. Zudem lernte Knoog Ben, Luke, Raff-Raff und Mary immer besser kennen. Ihren Lärm nannten sie »Black Metal«, und sie machten ihn nicht nur für sich, sondern auch für andere.

Zwei Mondläufe später hatten sie zu fünft ihren ersten Open-Air-Gig im alten Waldstadion.

»NUCLEAR DIRTBAG GANG  
featuring KNOOG on bass voice«

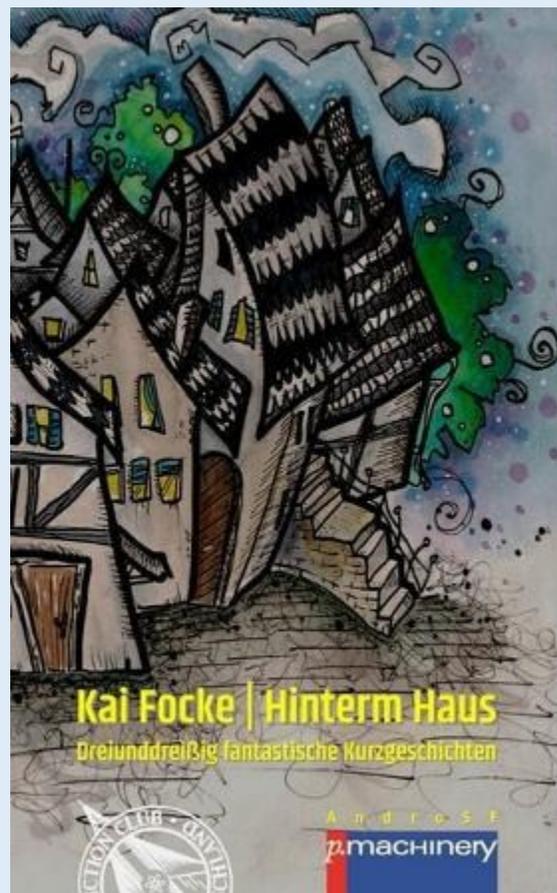
stand auf den Plakaten.

Nach der letzten Zugabe applaudierte keiner heftiger als die Ginsterfee zusammen mit den jungen Moosweibchen, die sich heimlich unter das Publikum gemischt hatten.

Der Auftritt, dem noch viele weitere folgen sollten, war ein voller Erfolg.

© **Text:** Kai Focke

© **Illustration:** Jessica Marquardt



Kai Focke

## HINTERM HAUS

Dreiunddreißig fantastische Kurzgeschichten

»Hinterm Haus ist nicht hinterm Mond. Verborgen bleibt jedoch, was in unserer Abwesenheit zwischen Gemüsebeeten und Gewächshäusern geschieht – ganz zu schweigen von nächtlichen Begebenheiten in Lauben oder Remisen. Selbst Garagen und Anbauten, die sich scheinbar unschuldig ans Haupthaus schmiegen, können dunkle Geheimnisse hüten. Wer hat in ihnen Freud oder Leid erfahren? Welchen seltsamen Wesen dienen sie als Unterschlupf? Auch unsere Nachbarn nutzen Holzschuppen als Werkstätten, Lager- oder Hobbyräume für ... ja, für was eigentlich?

Darum öffne das Gartentor, steig über den Jägerzaun, schlüpf durch die Buchsbaumhecke: »Hinterm Haus« gibt es wahrhaft Fantastisches zu entdecken!

»Hinterm Haus« umfasst einen bunten Genre-Mix – von Fantasy über Mystery und Märchen bis Science-Fiction – aus dreiunddreißig Kurz- und Kürzestgeschichten, darunter jeweils ein Gastbeitrag von Sabine Frambach und Friedhelm Schneidewind. Das Cover hat Jessica Marquardt entworfen und zudem die Illustrationen ins Buch gezaubert.

p.machinery Winnert, August 2025,

160 Seiten Paperback

ISBN PB: 9-783-95765-462-5, 19,90 €

ISBN E-Book: 9-783-95765-686-5, 6,49 €

FRANK LAUENROTH

# LADEN! ZIELEN! FEUER!

*Laden! Zielen! Feuer!*

Das höre ich jetzt seit sieben Jahren. *Sieben Jahren!* Zumindest glaube ich, dass es mittlerweile sieben Jahre sind. Plus/minus ein paar Monate. Es fällt hier unten schwer, die Tage zu zählen. Außer den Mahlzeiten und dem Schlaf gibt es wenige Hinweise, dass ein Tag vorüber ist. Dieser Krieg dauert viel länger, als sie uns damals erzählt haben. *Wir überrollen sie*, haben sie gesagt. *Das Überraschungsmoment ist auf unserer Seite*, haben sie gesagt. Damals. Vor sieben Jahren. War wohl nichts mit Überraschung.

*Laden!*

Ja, doch! Ich habe zehn Sekunden, dann muss der Torpedo im Rohr liegen. Vor und hinter mir, über mir, unter mir, alle laden die Rohre. Vierhundert arme Schweine, genau wie ich.

Rohr zu. Zack.

*Zielen!*

Nicht mein Job. Das Zielen übernehmen andere. Und die ganz oben feuern dann. Glaube ich zumindest. Aber was weiß ich schon. Ich sitze in den Katakomben der Galakta und lade die Torpedos.

*Feuer!*

Ein Donnern durchläuft das Schiff. Ein gewaltiges Zittern. Als wären wir im Innern eines riesigen Tieres. Das niest. Oder hustet. Oder so. Aber das fühle ich eher, als dass ich es höre. Wir tragen Ohrschutzimplantate, aber genau genommen helfen die schon seit drei Jahren nicht mehr. Gemerkt hab ich es, als ich irgendwann mal mit Danvers sprechen wollte.

*Laden!*

Meine Hände greifen den nächsten Torpedo

aus dem Lieferrohr. Auf meine Oberarme bin ich stolz. Andere haben gerade mal Oberschenkel von einem solchen Umfang. An mir ist alles stärker und größer. Ich nehme den Torpedo, überprüfe die Einstellungen – und ab ins Rohr.

*Zielen!*

Dass wir das von Hand machen, ist wichtig. Wir nehmen den Torpedo, schauen, ob das Licht grün blinkt, werfen den Schalter um und machen ihn scharf. Dann leuchtet das Licht orange, und der Torpedo kann ins Rohr.

Danvers hat mal erzählt ... als er noch mehr sprach als heute ... dass wir vor einem riesigen, multiversalen Wurmloch parken. Wir schießen die Torpedos da rein, und die finden automatisch den Weg zu den Feinden, den OIMS.

*Feuer!*

Alles erzittert. Ich zittere mit.

Dass wir erst hier unten den Schalter umwerfen, ist irgendwie logisch. Wir können ja schlecht scharfe Waffen durch unsere Zulieferrohre schicken. Also machen wir das Ding erst richtig juckig, wenn wir den Torpedo in die Feuerrohre laden. Und dann ab durchs Wurmloch. Wie das mit der Zielerfassung funktioniert, weiß ich nicht. Als ich hier auf der Galakta angefangen habe, gab es das noch nicht.

*Laden!*

Aber irgendwann hat Danvers gesagt, dass das wohl super funktionieren würde.

Mir fällt gerade auf, dass Danvers auch noch nicht da war, als ich hier angefangen habe. Der kam erst später. Vor zwei Jahren oder so. Auf jeden Fall ist die Waffe scharf, wenn der Torpedo unser Schiff verlässt.

*Zielen!*

Wahrscheinlich habe ich den wichtigsten Posten auf dem Schiff. Ich schalte die Torpedos schließlich erst scharf. Damit sie den OIMS richtig um die Ohren fliegen. Wobei die kaum Ohren haben. Danvers hat gesagt, dass die OIMS so wie gehendes Gemüse sind. Pflanzen halt. Aber schlau.

*Feuer!*

Rumms! Die Muskeln zittern, das Gehirn zittert mit. Das Tier hat geniest. Vierhundert tödliche Torpedos hat es ausgespuckt. Den OIMS entgegen.

Krieg ist halt so. Also nicht, dass sie uns gefragt hätten. Erwähne mich noch: *Hier Laderohr, da Torpedo, du laden*. Sonst kein Wort. Mit den anderen Ladern auch nicht. Manchmal mit Danvers. Eher selten.

*Laden!*

Überhaupt ... Danvers. Wenn wir uns zum Essen sehen, sind wir zu schlapp zum Reden. Wir nicken uns zu. Verziehen einen Mundwinkel. Ein Zeichen des Erkennens, der Verbundenheit. Wir drücken uns den Brei zwischen

die Zähne. Drei Geschmacksrichtungen. Zumindest sollen die drei Farben unserem Gehirn einreden, dass es unterschiedlich schmeckt.

*Zielen!*

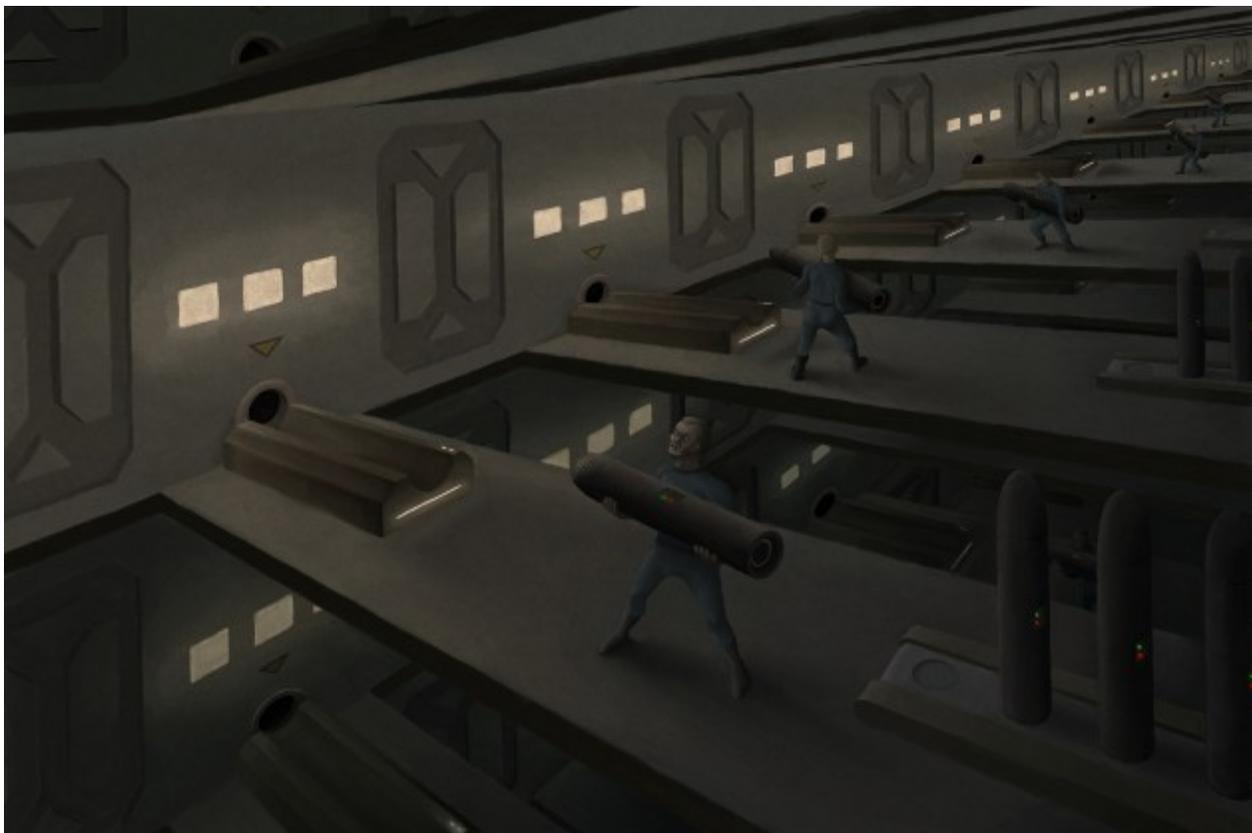
Rot, Grün und Gelb. Ich glaube ja, dass das alles dieselbe Pampe ist und die nachträglich die Farbe reinmischen. Einmal alle drei oder vier Monate gibt's Lila. Das schmeckt dann tatsächlich anders. Meistens gibt es dazu 'ne Durchsage. Wir hätten einen epochalen Sieg errungen oder so. *Epochal*. Das hab ich mir gemerkt. Weiß aber nicht, was das heißt. Ist auch egal. Wir haben den OIMS in den Arsch getreten. und dafür gibt's Lila. So einfach kann das Leben sein.

*Feuer!*

Ein Beben. Ein Donnern. Es hallt immer nach.

In den Ohren, in den Muskeln, im Schiff.

Wenn alles noch zittert, liegt längst der nächste Torpedo im Rohr und wartet auf den Feuerbefehl. Es gibt vielleicht drei oder vier Sekunden Ruhe. Mehr nicht. Den ganzen Tag



lang. Oder zumindest für den Zeitraum, von dem ich annehme, dass es ein Tag ist.

*Laden!*

Na, komm her, mein Süßer. Zu Beginn sahen die Torpedos alle gleich aus. Irgendwann aber waren da kleine Muster drauf, wie Blumen. Die kommen von den Frauen, die die Torpedos zusammenschrauben. Auch die Frauen leisten ihren Anteil, um die OIMS zu besiegen.

Manchmal stelle ich mir vor, dass da oben eine Frau für mich sitzt.

*Zielen!*

Sie malt kleine Blumen auf die Außenhaut. Nur für mich. Vielleicht. Wahrscheinlich sitzt sie da oben genauso einsam wie ich hier unten und schraubt den ganzen Tag todbringende Geschosse zusammen. Und manchmal, am Ende, wenn niemand zusieht, malt sie schnell noch einen kleinen Gruß für mich dazu.

*Feuer!*

Dabei weiß sie nicht einmal, ob ihre Nachricht überhaupt gesehen wird. Sie schraubt und malt und hofft. Wieder und wieder. Sie hat keine Ahnung, wer hier unten auf die Torpedos wartet. Viele von den Männern schauen gar nicht mehr hin. Sie nehmen den Torpedo, schieben ihn ins Rohr, warten auf den nächsten. Danvers ist so einer. Der blickt nicht auf.

*Laden!*

Eigentlich ist er nur zehn Meter entfernt. Die nächste Ladebucht. Aber kein Wort, kein Nicken, den ganzen Tag nicht. Zum Essen dann ein kurzes Zeichen. Ja, er lebt noch. Aber mehr auch nicht. Ich ziehe es vor zu träumen. Von einem Leben nach den OIMS. Wenn der Krieg vorbei ist, gehe ich hoch, in die Produktionsanlage, und rufe nach ihr.

*Zielen!*

Dabei weiß ich nicht einmal ihren Namen. Oder wie sie aussieht. Ich kenne nur ihre Zeichnungen. Die kleinen Blumen, eilig in den

Lack geritzt. Zeichen von Leben, von Träumen. Ihre Bilder gefallen mir. Ich wüsste gern, wer sie ist.

*Feuer!*

Laut. Viel zu laut donnern die vierhundert Hammerschläge durchs Schiff. Doch ich bin längst wieder am Zulieferrohr, nehme mir den nächsten Torpedo. Und suche natürlich nach einem neuen Bild von ihr. Diesmal ist keines zu finden. Der Torpedo ist schwarz und blank und leblos.

*Laden!*

Ich frage mich, ob es ihr gut geht ... oder ob sie verzweifelt, weil sie immer und immer wieder diese Bilder malt und nie ein Wort zurückbekommt. Niemand ist da, der sich bei ihr bedankt. Für den Funken, das kleine Licht in einer dunklen Zeit. Irgendjemand sollte sich bei ihr bedanken. Ich würde es tun.

*Zielen!*

Aber auch nach den Schichten bleiben Männer und Frauen getrennt. Keine Möglichkeit, sie zu sehen, ja, überhaupt eine von den Frauen zu Gesicht zu bekommen. Es gibt Lader und Schrauberinnen. Es gibt keine Verbindung zwischen den Schlaflagern.

*Feuer!*

Rumms. Weiter. Nächster Torpedo.

Vielleicht hat es aber auch nur noch keiner versucht? So groß ist das Schiff nun auch wieder nicht, dass es keine Verbindung zwischen den Bereichen geben sollte. Man müsste sie eben nur suchen! Warum hat das eigentlich noch keiner gemacht?

*Laden!*

In die Pampe haben die garantiert was gegen die Triebe reingemischt. Ich hab seit sieben Jahren kein Licht gesehen, geschweige denn eine echte Frau, und trotzdem tut sich unten herum gar nichts. Sieben Jahre! Unglaublich. Kein Wunder, dass wir so werden.

Also wie Danvers, der kaum noch was sagt. Oder wie ich ... Ich unterhalte mich die ganze Zeit; aber eben nur mit mir.

*Zielen!*

Was denken die, was mit einem passiert, wenn man so etwas Monat für Monat macht? Klar, es gibt keinen Nachschub, keine Rekruten. Die OIMS haben alle Truppentransporter abgefangen. Aber für Torpedos reicht es. Die Einzelteile kommen an. Wir schicken alle zehn Sekunden vierhundert Torpedos auf die Reise. Seit sieben Jahren. Das dürfte in Summe eine Zahl mit sehr vielen Nullen sein.

*Feuer!*

Und es ist ja nicht so, dass die Torpedos zurückkommen und wieder verwendet werden. Sie explodieren hoffentlich in den Pflanzenärschen der OIMS und bescheren uns wieder mal Lila. Und irgendwann ist der Krieg vorbei, und es gibt nur noch Lila. Oder wieder vernünftiges Essen.

*Laden!*

Es muss doch bald Schichtwechsel sein. Zwölf Stunden am Stück laden. Ich fühle es. Nach sieben Jahren kann ich es auf die Minute vorhersagen. Vielleicht noch zehn- oder zwanzigmal laden. Dann kommt die Ablösung. Einer aus der anderen Schicht. Immer ein anderer. Da ist es schon komisch, dass Danvers so oft neben mir schuftet.

*Zielen!*

Ist auch egal. Vielleicht hab ich ja heute die Kraft, um mich nach dem Essen noch umzusehen. Nach Gängen, die zu den Frauen führen. Würde mich gerne bedanken. Für die Blumen. Die kleinen Zeichen, die mich immer aufbauen. Meinen Glauben an ein *Danach* nähren. Nach dem Krieg. Allerdings weiß ich schon jetzt, dass ich nach der Pampe wieder rappelmüde werde. Zack, Bumm, Bett.

*Feuer!*

Torpedo in die Hand. Einer mit Blume. Ich muss grinsen. Danke an die unbekannte Schrauberin. Weiter geht's. Ist ja nicht mehr lange für heute ... Hey, was ist das denn? Wäre mir der Torpedo fast entglitten. Hat der sich bewegt? Die haben ja wohl kaum ein Tier da eingesperrt? Erst mal zur Seite legen.

*Laden!*

Ja doch, ich hab's doch schon! Schnell ein anderer Torpedo, schnell ... Die zwei, drei Schritte zurück. Neuen Torpedo entnehmen, der wackelt nicht, und ab ins Rohr. Puh, das ist noch mal gut gegangen.

*Zielen!*

Aber was mach ich jetzt mit dem Tier? Könnte auf die andere Schicht warten. Hey, hier ist ein Tier drin. Geschenk für dich. Der Torpedo wackelt immer noch. Und wenn ich ihn öffne? Wenn da wirklich etwas Lebendiges drin ist, dann braucht es doch Luft zum Atmen. Mal sehen, wie ich das Ding aufbekomme.

*Feuer!*

Schaut Danvers zu mir herüber? Hebt sonst nie den Kopf, aber jetzt neugierig stieren. Egal. Muss das Tier retten. Eigenartig, dass ich mich vorher nie gefragt habe, ob man die wieder aufmachen kann. Andererseits ... Wozu sollte das auch gut sein? Also oben geht es nicht. Da ist nur die Haube mit der Blume.

*Laden!*

Verdammt! Komplette vergessen. Schnell den Torpedo auf den Boden, dann einen neuen schnappen. Komm her. Klemmt der jetzt? Zick hier nicht rum!

Ah – er löst sich. Zack, geschnappt und schnell ins Rohr.

*Zielen!*

So, jetzt wieder zu uns beiden. Oben ging nicht. Also Unterseite. Mal umdrehen. Da sind Schrauben. War ja klar. Mist, hab kein Werk-

zeug ... Was ist das? Eine Spannvorrichtung? Die Oberseite wird von einer Spannvorrichtung gehalten. Dafür brauche ich kein Werkzeug, sondern nur Kraft.

*Feuer!*

Hab ich Kraft gesagt? Mann, das Ding sitzt fest. Na klar, muss ja auch im Weltall halten. Aber ich krieg dich noch! Einatmen ... ziehen ... gleich ... gleich ...

*Laden!*

Verdammte Scheiße! Ich bin hier grad' beschäftigt. Laden, ja? Neuer Torpedo, ja? Kommt sofort. Wieder ablegen, zwei Schritte, neuen nehmen, ab ins Rohr. Seid ihr jetzt zufrieden?

Schnell zurück zu dir ...

*Zielen!*

Na, komm schon! Das muss doch ... irgendwie ...

Endlich, das Ding ist auf! Aber was ist das? Mit Sicherheit kein Tier. Obwohl es wie nasses Fell glänzt. Eine Pflanze mit Fell? Blätter wie Extremitäten? Und da: Auf einem der Blätter ist eine kleine Blume. Wie außen auf dem Torpedo.

*Feuer!*

Warum steht plötzlich Danvers neben mir? Danvers Gesicht glänzt auch. Ist mir noch gar nicht aufgefallen. Und warum hat Danvers plötzlich auch ein Fell?

Hey, loslassen! Was? Noch zwei? Ihr seht ja auch so komisch aus! Was soll das? Warum habt ihr plötzlich Fellblätter? Und Ranken!

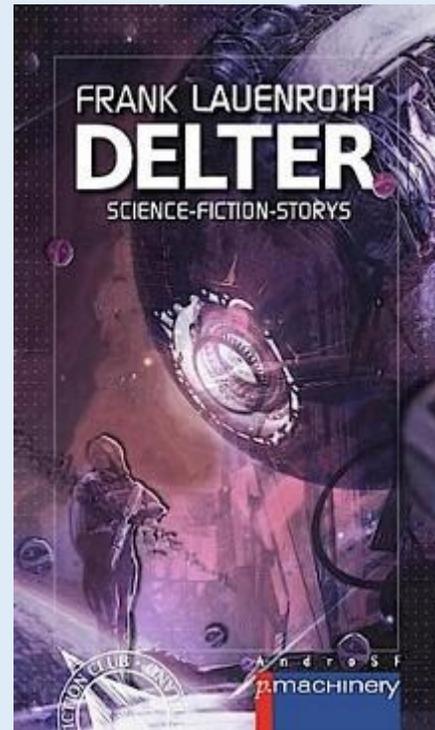
*Laden!*

Hey, lasst mich los! Ihr wisst wohl nicht, wie stark ich bin. Aber ... nicht ... stark ... genug. Vier gegen einen! Nehmt die Ranken von mir, ihr Scheißviecher. Was seid ihr, wer seid ihr? Und wieso seid ihr plötzlich überall?

*Zielen!*

Und wenn ihr hier überall seid, sind dann auch alle Torpedos voll mit euch ... OIMS? Wir sind kein Kriegsschiff mehr. Nur eine riesige Gebärmaschine. Und wir bringen die OIMS in jeden Winkel der Galaxis. Seit sieben Jahren, alle zehn Sekunden, vierhundert Torpedos ...

*Feuer!*



Frank Lauenroth

**DELTER**

Science-Fiction-Stories

Wahrscheinlichkeitsüberschreitungen, hilfsbereite Symbionten, zeitreisende Satelliten, motivierte Insektoiden, clevere Hauptgerichte und nicht zuletzt ... Alienzombieroboterviecher! In Frank Lauenroths Geschichten ist für jeden etwas dabei. Wer wie der Autor das Golden Age der Science Fiction liebt, erliest hier spannende Variationen vertrauter Ideen, neue Plots und jede Menge überraschende Wendungen. Vorhang auf für DELTER und seine intergalaktische Bande!

[Mit einer Vorbemerkung von ERIK SIMON.]

p.machinery Winnert, August 2025,  
224 Seiten Paperback  
ISBN PB: 9-783-95765-448-9 , 21,90 €  
Auch als E-Book erhältlich  
ISBN EB: 9-783-95765-697-1 , 3,99 €

© **Text:** Frank Lauenroth

© **Illustration:** Daniel Tschernow

# *Auf den Hund gekommen, doch alles für die Katz*

von Sarah Lutter

**Baden-Baden, 1915.**

**Vor ihrer Schicht haben sich Kommissar Weiterstätter (Hundveränderter) und Kommissarin Tannengrün (Katzenveränderte) Zeit für ein kleines Interview genommen.**

**Ihr arbeitet im Amt für Aetherangelegenheiten. Was unterscheidet das Amt von einer normalen Polizeistation?**

**Tannengrün:** Zunächst mal: Wir heißen zwar Kommissare, sind aber keine Polizisten. Das ist wichtig, da die echten Polizisten sonst sauer werden. Unser Amt ist eine Behörde, die der Polizei im gewissen Sinne sehr ähnlich ist, die aber vor allem dann gerufen wird, wenn es um Fälle geht, die mit Äther zu tun haben. Das kann tatsächlich sein, dass echter Äther irgendwo austritt oder vorzufinden ist, oder dass eine der Auswirkungen der Substanz eine wichtige Rolle spielt. Hauptsächlich geht es dabei um die Veränderten, also Menschen, die sich durch den Einfluss von Äther im Aussehen und teilweise auch Verhalten verändert haben. Die meisten dieser Menschen sind eigentlich nicht gefährlich, manche aber schon. Die Veränderung zu einem Mannwolf ist zum Beispiel nicht einfach so wegzustecken.

**Weiterstätter:** Wir werden also meistens gerufen, um Probleme, die zwischen der veränderten und der normalen Bevölkerung entstehen, zu lösen. Eine andere Sache sind die Erwahten. Das sind Wesenheiten, die durch den Äther entstanden sind oder eben erwacht sind, weil es sie möglicherweise früher schon gegeben hat. Dazu zählen kleine und größere Gottheiten, Sagengestalten oder andere Entitäten. Es ist halt schon anstrengend mit der Wilden Jagd, und auch so

Wesen wie der Teufel – laut Registratur gibt es schon 54 Unterarten dieser Gattung – sorgen für Probleme. Dann ruft man uns.

**Wie kommt ihr im Alltag mit eurem veränderten Wesen klar? Und welche Auswirkungen haben die Veränderungen auf euch selbst?**

**Weiterstätter:** Im Jahr 1915 waren ca. 20 Prozent der Weltbevölkerung in irgendeiner Art und Weise verändert. Wir sind also immer noch eine Minderheit, und es wird vermutet, dass das auch so bleibt. Warum sich jemand verändert und wann es passiert, ist immer noch ziemlich unklar. Man spekuliert, dass jemand, der mit seinem Leben sehr unzufrieden ist – oder einem bestimmten Aspekt davon –, eher verändert wird als jemand anders, der mit sich und seinem Leben sehr zufrieden ist. Für die meisten von uns ist die Veränderung zwar erst mal beunruhigend, und die Gesellschaft findet es ebenfalls nicht gut, aber nach einige Zeit merken wir Veränderte, dass wir uns wohler in unseren Körpern fühlen. Der berüchtigte Mannwolf mit Schaum vorm Maul ist eher die Ausnahme. Die schnellen, radikalen Veränderungen der Anfangszeit um 1910 herum sind ja größtenteils vorbei, sodass auch die Gesellschaft langsam merkt, dass wir gar nicht so schlimm und in manchen Fällen sogar eine Bereicherung sind. Wir selbst sind sehr zufrieden mit unseren Veränderungen. Ich möchte nicht mehr auf meine gute Nase verzichten.

**Tannengrün:** Und ich nicht auf mein Fell.

**Weiterstätter:** Das ist heute besonders seidig.

**Tannengrün:** Wir sind im Dienst!

**Weiterstätter:** Wird man doch noch sagen dürfen!

**Ich durfte die Niederschrift eurer Fälle von Anja Bagus lesen. Ihr werdet vornehmlich bei Fällen mit Veränderten hinzugezogen. Ist es so, dass ihr durch eure eigene Veränderung eine gewisse Ruhe ausstrahlt und somit Situationen besser einschätzen könnt?**

**Tannengrün:** Meistens können wir nur deswegen ruhig bleiben, weil wir zwei Dinge ganz genau wissen: Erstens steht das Amt hinter uns, und zweitens sind wir uneingeschränkt füreinander da. Wir sind schon so etwas wie die Spezialisten für die besonderen Fälle, aber das macht uns nichts.

**Weiterstätter:** Und es ist schon was dran, dass in unseren Schichten immer wieder die seltsamsten Dinge passieren ... Ob das jetzt an uns liegt oder Zufall ist ... Ich bin jedenfalls immer wieder froh, dass meine Kollegin genau das kann, was ich nicht kann und umgekehrt.

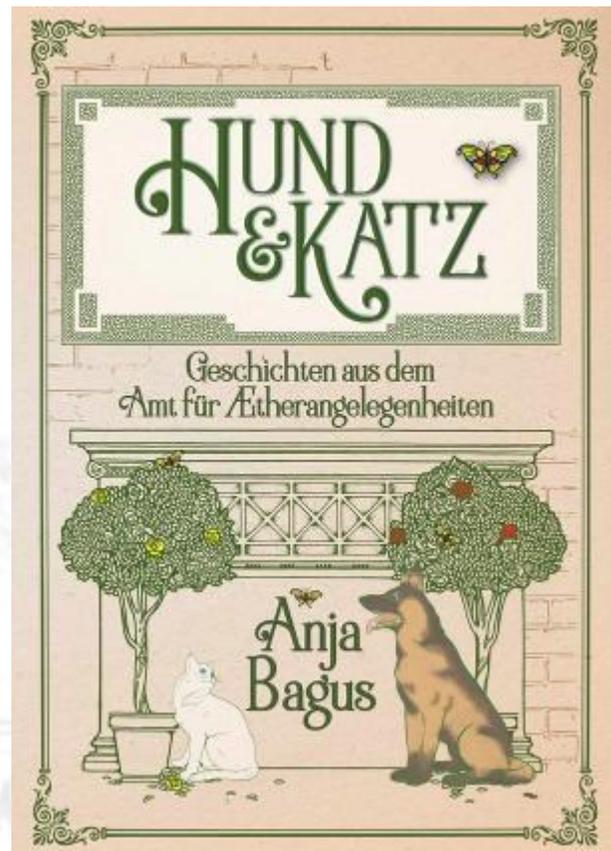
**Welcher Fall hat euch am meisten beeindruckt?**

**Tannengrün:** Ich war mit der Wilden Jagd etwas überfordert. Da ging es mal wieder um Leben und Tod für einen unschuldigen Menschen, nur weil die Er wachten sich nicht einig waren. Diese mächtigen Entitäten sind sich oft nicht bewusst, was sie anrichten können.

**Weiterstätter:** Ich fand verständlicherweise die Sache mit dem Hofhund besonders schlimm.

**Tannengrün** (*streichelt ihren Kollegen kurz*): Ja, das hatte der Arme nicht verdient.

**Weiterstätter:** Aber am Ende ist es irgendwie gut geworden.



© Anja Bagus

**Tannengrün:** Am schlimmsten trifft es immer die Kinder. Weißt du noch, das kleine Hasenmädchen am Weihnachtsabend?

**Weiterstätter** (*knurrt*): Ja, da war der Krampus gerade zur rechten Zeit da. Diese Feiglinge.

**Tannengrün:** Eigentlich ist es oft schlimm, wenn wir gerufen werden. Und Leid ist nicht zu messen. Darum ... ist es schwer, einen schlimmsten oder beeindruckendsten Fall zu finden. Aber das mit dem Ei ...

**Weiterstätter:** Wo du Mutter geworden bist?

**Tannengrün:** Sei still.

**Weiterstätter** (*streichelt die Kollegin, die ihre Ohren angelegt hat*): Er wird sich sicher einmal melden.

**Tannengrün:** Ich bitte um die nächste Frage.

**Habt ihr mit den Tätern – wenn man sie überhaupt so nennen kann – auch schon einmal Mitleid, und mildert das das Strafmaß?**

**Weiterstätter:** Tatsächlich sind wir für Strafen gar nicht zuständig. Wir übergeben so was an die Polizei. Wir regeln aber vieles ohne die, wenn es nur um Beschwerden oder Probleme der Bürger mit den Veränderten gibt. Und ja, da war dieser Storchenmann, der einfach ein Baby behalten hat ... Das war schon ein schwieriger Fall. Wer hatte da Schuld, und gab es überhaupt einen Fall? Oft geht es erst einmal darum zu verstehen, warum jemand etwas macht und warum jemand anders damit ein Problem hat. Wir haben ja den Leitspruch: Audiatur et altera pars. Auch die anderen sollen gehört werden. Das bedeutet: viel reden und viel Verständnis. Im besten Falle jedenfalls.

**Wie kann man sich die Zusammenarbeit zwischen Hund und Katz vorstellen?**

**Tannengrün:** Meistens redet Weiterstätter zuerst mit den Leuten. Die denken dann, er wäre so ein scharfer Hund, dabei ist er der Nette von uns beiden.

**Weiterstätter:** Naja, ich bin halt so. Die meisten brauchen das ja, dass man ihnen zuhört. Wenn es brenzlich wird, dann kommt Tannengrün und fährt nicht nur sprichwörtlich ihre Krallen aus.

**Tannengrün:** Oft geht das halt hin und her. Kommt drauf an, wie sehr die Situation eskaliert. Wir ergänzen uns dann immer vortrefflich.

**Wird es weitere Geschichten mit euch geben?**

**Tannengrün:** Nun ja, wir sind noch nicht am Ende unserer Laufbahn!

**Weiterstätter:** Ich hoffe es doch!

Redaktioneller Hinweis: Dieses fiktive Interview führte Sarah Lutter mit Anja Bagus, die die Antworten für Weiterstätter und Tannengrün verfasste.

## REZENSION

Baden-Baden, 1915. Der Æther hat viele Menschen zu Veränderten gemacht. So sind die beiden Protagonisten Oberkommissarin Tannengrün und Oberkommissar Weiterstätter Katz und Hund.

In siebzehn Kurzgeschichten erzählt Anja Bagus, was es damit auf sich hat, wenn man in die Welt des Steampunks und hier speziell in die Anderswelt katapultiert wird. Menschen gibt es noch, aber der Æther hat viele verändert. Mal haben sie nur äußere Merkmale, mal auch die Wesenszüge von Tieren übernommen.

So ermitteln die beiden Tierveränderten Tannengrün und Weiterstätter gerne während der Nachtschichten, wenn die *normalen* Kollegen schlafen – in den Bereichen, die mit dem Anderssein zu tun haben und so von der vermeintlichen Norm abweichen.

Womit ich schon bei der Kernthematik des Buches bin. Viele der Geschichten drehen sich um das Anderssein und die Folgen, die es auf die eigene Person und die direkte Umwelt hat. In einem Fall verändert sich ein Mann kurz vor seiner Hochzeit. Gerade diese Geschichte zeigt, wie sehr wir als Gesellschaft auf das Äußere reagieren und unsere Vorurteile leben. Wie die Geschichte ausgeht, müsst ihr schon selbst lesen, aber so viel sei gesagt: Steampunk ist für mich bis zu diesem Buch eher ein spannendes (Krimi) oder lustiges Genre gewesen. Anja Bagus zeigt, wie viel psychologische Tiefe man dem Steampunk gerade durch die Veränderung mit dem Æther geben kann. Die Geschichten hallen im Gedächtnis nach, und die eine oder die andere lassen einen auch Tage später noch nicht los.

Ein Buch, das subtil zeigt, wie viel in unserer Gesellschaft schief läuft und dass es oft die kleinen Dinge des Alltages sind, die uns den Nerv rauben oder uns mit einem Lächeln den Tag genießen lassen können.

Anja Bagus

### Hund und Katz

Geschichten aus dem Amt für Ætherangelegenheiten  
240 Seiten, Hardcover 20,00 € | Taschenbuch 15,00 €

Das Buch ist nur bei der Autorin erhältlich:  
<https://anja-bagus.de/shop/>

Kann Phantastik

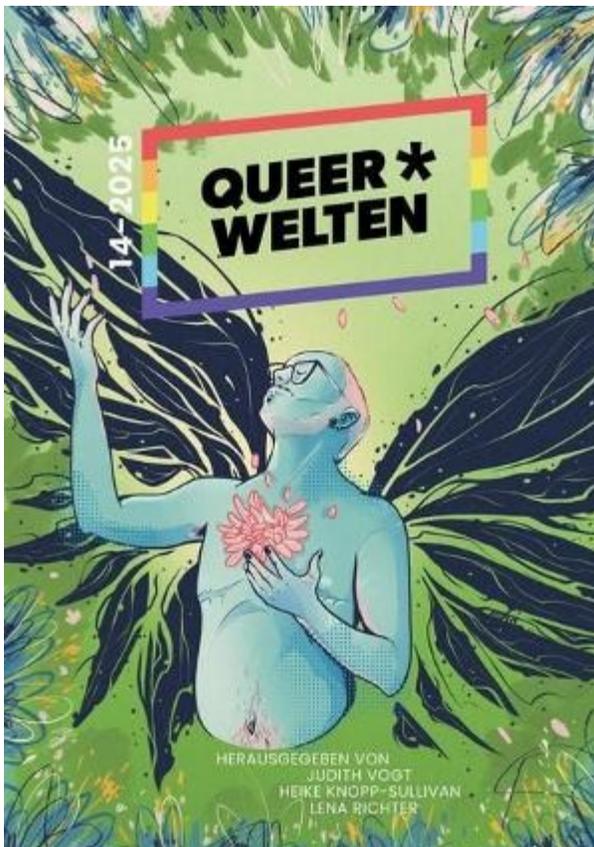
# progressiv sein, wenn sie keine Infragestellung des Status Quo beinhaltet?

von Jol Rosenberg

Lange wehrte ich mich dagegen, Phantastikautorin zu sein. Dabei liebte ich sie, die phantastischen Welten, von *Solaris* über *Harry Potter* bis hin zur *Scheibenwelt*. Heute denke ich, dass mich im Wesentlichen zwei Faktoren hemmten, den Begriff Phantastik für mich zu füllen: das Missverständnis, dass fiktive Welten mit unserer hiesigen Welt nichts zu tun hätten, und dass Phantastik reiner Eskapismus sei, der über unsere Jetztwelt nichts Kritisches und schon gar nichts Schlaues zu sagen habe. Der zweite Faktor ist ein Unbehagen in der Phantastik, ein Fehlen, für das ich lange nicht die richtigen Worte fand. Ich liebte Fantastik, aber ich ärgerte mich auch über sie, immer wieder und mit steigender Vehemenz.



Erst das Nachdenken über queer-feministische Theorien, Rassismus und Intersektionalität und nicht zuletzt Texte und Manifeste zu progressiver Phantastik, unter anderem von James A. Sullivan und Judith Vogt, brachten mich dazu, auch hier aneignend tätig zu werden: analytisch, streitbar. Sichtbar zu werden mit einer Position, die auch mir selbst wiederholt illegitim, weil zu privilegiert und gleichzeitig zu kritisch erschien. Phantastische Welten zu gestalten, heißt für mich daher, sie sich anzueignen, hinter meine Prägungen und Muster zu sehen, wirklich utopisch zu denken. Und: vorzukommen. Facetten von mir in andere Welten zu projizieren und sichtbar zu werden. Wichtig erscheint mir bei all diesen Punkten eine fragende Grundhaltung. Wenn ich mich hier mit einigen Punkten auseinandersetze, die mir in den letzten Jahren immer wieder aufgestoßen sind – und Ansätze dazu teile, wie anders geschrieben werden könnte –, dann geht es mir – und das ist mir wirklich wichtig – nicht um eine Anleitung im Sinne von »so muss man es machen«, sondern um eine Einladung zum Experimentieren und Hinterfragen.



## STATUS QUO

Mein Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass die Science-Fiction trotz ihrer Beschäftigung mit Zukunftsvisionen und -befürchtungen im deutschsprachigen Raum ein erstaunlich konservatives Genre ist. Ähnlich ist es in der Fantasy. Da werden Welten gebaut und Spezies erdacht – aber es sind fast immer Frauen, die kochen, und Männer, die kämpfen. Mehr als zwei Geschlechter gibt es kaum. Die vierbändige *Spiegelreisenden*-Saga der französischen Autorin Christelle Dabos gibt ein Beispiel dafür: Dabos baut eine wundervolle Welt, die bis ins Detail ausgedacht und fantasievoll gestaltet ist. Aber ihre Hauptheldin Ophelia steht ganz in der klassischen Tradition der leidenden Frau, deren Leben vor allem von Fremdbestimmung geprägt ist. Sie bekommt im Laufe der Reihe beeindruckende Kampffähigkeiten, nutzt sie aber auf über zweitausend Seiten nur ein einziges Mal. Stattdessen steht sie immer und immer wieder im Schatten des Mannes, mit dem sie zwangsverheiratet wurde und dessen psychisches und physisches Wohl sie zu ihrer obersten Priorität macht.

Nicht falsch verstehen: Ich finde es völlig in Ordnung, solche Geschichten zu erzählen, es ist wohl angesichts gesellschaftlicher Strukturen nur zu verständlich, wenn wir uns darin wiederfinden. Was mich aber ärgert ist, wenn derartige Beziehungen zwischen einem Mann und einer Frau nicht als das dargestellt werden, was sie sind: toxisch.

Dabos ist meines Erachtens einem beliebten Narrativ auf den Leim gegangen: dem der weiblichen Selbstaufgabe für romantische Liebe. Die Hauptfigur Ophelia gibt ihre Heimat auf, aber das reicht nicht. Im Laufe der vier Bände muss sie alles geben: ihre Gesundheit, ihre Integrität, sogar ihre Identität. Diese Geschichte ist alt, wir finden sie in griechischen Sagen, in der Bibel – überall. Es sind diese bekannten und oft erzählten Narrative, die uns als erstes einfallen, wenn wir beginnen, eine

Geschichte zu plotten; die sich in unsere Welten schleichen, unsere Welt strukturieren. Sie tauchen in Märchen auf, bestimmen die Blockbuster-Filme, werden in Romanen und Comics wieder und wieder erzählt. Immer wieder stehen Frauen im Schatten von Männern, immer wieder wird uns der strahlende Einzelheld präsentiert, der sich leidend durch die Handlung schleppt und dabei alles rettet – nur nicht sich selbst. Denn dafür ist eine Frau zuständig.

Progressive Phantastik heißt für mich, mit diesen in uns verankerten Geschichten sensibel umzugehen, sie zu sehen, zu verändern und zu hinterfragen. Sie sind mein kulturelles Erbe, ja, aber ich kann damit flexibel umgehen. Dabei ist ein erster Schritt, aus dem Helden eine Heldin oder Heldx zu machen und zu schauen, was passiert. Es gibt so viel, was darüber hinaus hinterfragt werden kann: Wer hält ihr den Rücken frei? Wer passt auf die Kinder auf? Kämpft sie wirklich allein? Muss sie eigentlich kämpfen? Welche Arbeit wird gezeigt und welche unsichtbar gemacht?

Mit Genreerwartungen kreativ umzugehen, mit Klischees zu spielen und auszuprobieren, wie es geht, ist nötig und gleichzeitig ein Privileg. Denn was sich verkauft, wovon man leben kann, ist allzu oft das Altbekannte, und sich von Verkaufsargumenten unabhängig zu machen, ist nur aus einer privilegierten Position heraus möglich.

## SPRACHE

Wie kann ich sprachlich einer Welt gerecht werden, die nicht im binären Geschlechtersystem verhaftet ist? Was bedeutet das für den Weltenbau? Meines Erachtens ist das westliche Weltbild so von Heteronormativität durchdrungen, dass es enorm viel Arbeit braucht, hier wirklich Neues zu denken. Was heißt es, wenn Care-Arbeit vergesellschaftet ist? Ich wünsche mir hier mehr utopisches Denken, nicht nur in utopischen, sondern auch in dystopischen oder realistischen Settings.

## SPANNUNG ANDERS DENKEN. ODER NICHT?

Klassischerweise benennt eine phantastische Geschichte eine Bedrohung, nicht selten für Leib und Leben, und jede Menge (körperliche und psychische) Gewalt. Es gibt die gute und die böse Seite, und dann ist da diese eine ausgewählte Person, die alles reißt und dabei nicht selten schrecklich einsam ist – was aber nicht benannt wird. Denn solche Mimimi-Gefühle hat die Person natürlich nicht.

Als Beispiele für einen kreativen Umgang mit Spannung fallen mir tatsächlich hauptsächlich



amerikanische Autorinnen ein: Martha Wells kreiert in den *Murderbotdiaries* zwar jede Menge klassische Hürden und Bedrohungen, allerdings wird die Hauptfigur, eine geschlechtslose SecUnit, nie dafür belohnt, sie zu meistern. Es ist schlicht ein Job, und SecUnit tut ihn, wobei SecUnit lernt, sich dabei auf ein Team zu verlassen. SecUnit ist nicht auserwählt – es ist eine Figur mit Superheld\*innenfähigkeiten, die unter der eigenen Marginalisierung massiv leidet und deren Einsamkeit explizit Thema ist. Dabei verschwimmen Gut und Böse immer wieder.

Einen ganz anderen Weg wählt Becky Chambers: In den vier *Wayfarer*-Büchern gibt es nur selten existentielle Bedrohungen, genau genommen existiert zumindest in zwei der vier Bücher nicht einmal wirklich ein für mich erkennbarer nennenswerter Plot. Auch in den andern beiden Büchern, die verhältnismäßig viel Plot aufweisen, vergeht viel Zeit damit, den Personen bei alltäglichen Verrichtungen zuzusehen, und wir folgen seitenweise Gespräche über scheinbar belanglose Themen. Trotzdem mögen viele Lesende, darunter auch ich, die Bücher. Die mit großer Tiefe und Feingefühl gezeigten Charaktere, das Einführen in den Weltenbau im Alltäglichen und die witzigen und immer wieder überraschenden Dialoge halten zumindest mich bei der Stange. Chambers greift, so scheint mir, immer wieder gekonnt genretypische Erwartungen auf und erfüllt sie entweder nicht oder auf eine andere als die gedachte Art – und auch daraus entsteht Spannung. Immer wieder erwarte ich die Katastrophe, fürchte um die Protagonist\*innen – das funktioniert auch dann gut, wenn die Katastrophe nicht passiert. Es wäre auszuprobieren, wie weit das trägt, ohne dass Lesende sich betrogen fühlen, und wie viel Katastrophe wir in unseren Texten eigentlich brauchen.

Aber selbst wenn es Katastrophen und klassische Spannungsbögen gibt, lassen sich neue Geschichten erzählen. Nämlich dann, wenn erlittene Verletzungen, seien sie nun physisch oder psychisch, Folgen und Raum haben dür-

fen, wenn die Notwendigkeit von Held\*innentum hinterfragt und neu gefüllt werden kann. Denn was ist eigentlich eine Held\*innenfigur und was macht sie aus?

## WELTENBAU JENSEITS VON UTOPIE UND DYSTOPIE

Dystopien erfreuen sich seit Jahren großer Beliebtheit. Das heißt dann meist: mehr cis-männliche Gewalt, mehr »jede\*r gegen jede\*n« und »bitte noch einige Monster obendrauf«, wobei diesen selten Motive zugestanden werden. Utopien dagegen lesen sich oft einigermaßen langweilig – oder auf peinliche Weise unglaubwürdig. Aber müssen wir eigentlich diese Kategorien bedienen? Warum nicht eine Welt erschaffen, in der einige Probleme gelöst sind – und andere eben nicht? Eine realistische Welt, in der Gruppen oder Einzelpersonen ihren Weg suchen. Auch hier können Chambers und Wells als Beispiele herhalten. Oder auch Lena Richter mit *Dies ist mein letztes Lied*, einem Text, in dem die Hauptfigur letztlich ihrer Ohnmacht kaum entrinnen kann – und der trotzdem empowernde Elemente enthält.

Chambers' und Wells' Welten besitzen dystopische Anteile: In Wells' *Corporation Rim* regieren Konzerne alles, es ist ein dystopischer Weltenteil, ebenso wie der Planet im zweiten Teil von Chambers *Wayfarer*-Serie, auf dem Pepper als geklonte Arbeitssklavin geboren wird. Und trotzdem bieten beide Welten Lichtblicke: Bei Wells ist es Preservation, ein Planet, in dem Lebensgrundlagen für alle gratis zur Verfügung stehen und Politiker\*innen weiter ihrer gewöhnlichen Arbeit nachgehen. Bei Chambers ist es unter anderem die Exodusflotte, in der alles recycled wird und unbeliebte Arbeiten rotierend vergeben werden. Dystopische Weltteile neben Utopien zu setzen, ermöglicht Perspektiven auf verschiedene Lebensweisen und deren inhärente Glaubenssätze. So können diese erweitert werden.

## KOLONIALISTISCHE MOTIVE

Phantastik – da gibt es Elfen, Menschen, Zwerge usw. oder eben eine mehr oder weniger bunte Schar von Aliens. Verbreitet ist, dass diesen verschiedenen »Rassen« spezifische Eigenschaften zugeschrieben werden. Referenzpunkt bleibt aber fast immer der Mensch. Hier bräuchte es neue Sprache, um Elf-Menschen oder Elf-Orks zu benennen – und der möglichen Vielfalt ohne den menschenzentrierten Blick Rechnung zu tragen.

Warum in der Science-Fiction Konzepte von »Rassen« und Spezies vermischt werden, habe ich noch nicht analysieren können. Möglicherweise geht es hier um Projektionen von erlebter Fremdheit auf andere, wie sie eine lange Tradition haben, oder um die Angst vor Kolonialisierung, interessanterweise meist von *weißen* Menschen. Dabei eröffnet die Einführung fiktiver Spezies die Möglichkeit zu experimentieren, eigene Werte und Bewertungen zu hinterfragen. Insbesondere scheint es mir eine große Chance herauszuarbeiten, wie sich einzelne Personen zu ihren Herkunftskulturen positionieren und welche Vielfalt es innerhalb von Gruppen gibt. Die Fragen, wer fremd ist und wer eben nicht, aus wessen Sicht erzählt wird und wer die Deutungshoheit innehat, werden noch zu selten gestellt.

## BEZIEHUNGSMUSTER

Ich würde gern mehr Texte mit unterstützenden Beziehungen lesen, Texte über Familien und Elternschaft, über Freundschaft und nicht heteronormative, klassisch romantische Liebe. Da nützt es meines Erachtens wenig, wenn klassische Beziehungsmuster von Dominanz und Unterwerfung in homosexueller Form porträtiert werden, wie das in Gay SF zu oft geschieht. Habt Mut zu heilsamen Beziehungen, zu Held\*innen, die ihren Weg nicht allein gehen müssen!

Und wie sieht es eigentlich mit Kindern aus? Buchwelten scheinen da streng geteilt: In Kinderbüchern gibt es Kinder, in Büchern für erwachsenes Publikum nicht. Kommen Kinder vor, so stehen sie zu Erwachsenen in streng hierarchischer Beziehung, werden belehrt oder (meist in Rückblenden) misshandelt. Die Aufmerksamkeit für Adulthood und Altersdiskriminierung ist in der progressiven Phantastik noch zu wenig angekommen. Dabei gäbe es hier viel darüber zu fantasieren, wie Kinder in Zukunft aufwachsen und leben könnten und wie die Gesellschaft sie und ihre Bezugspersonen dabei unterstützt!

Eine wirklich heilsame oder integrative Gesellschaft würde dann junge und alte Menschen, solche mit und ohne Behinderung, psychischen Störungen usw. mitbedenken. Fragen nach Normen und Normativität und Alternativen zu kapitalistischen Ausbreitungsfantasien und Ungleichheiten bekämen Raum.

Diese Anstöße, Gedanken und wilden Schnipsel, führen mich immer wieder zu der Frage, ob ein Text den aktuellen Status quo in Frage stellt oder bestätigt. Kann Phantastik progressiv sein, wenn sie keine Infragestellung beinhaltet? Und ist nicht auch die Bestätigung des Jetzigen hochpolitisch? Ich würde sagen: Es gibt kein Leben jenseits von Politik und Positionierung. Aber darin liegt auch eine große Chance.



# Vergessene Schätze der Science-Fiction

## Ein Planet als Hauptfigur

### Die Helliconia-Trilogie von Brian W. Aldiss

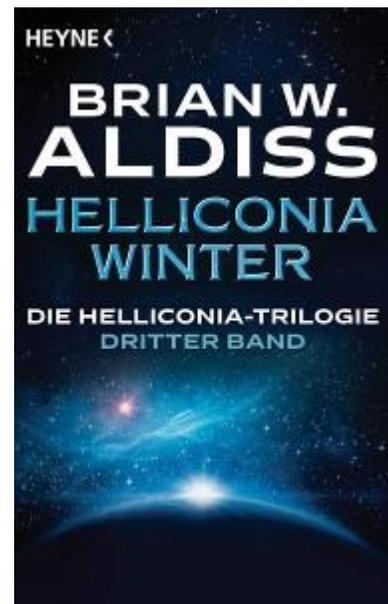
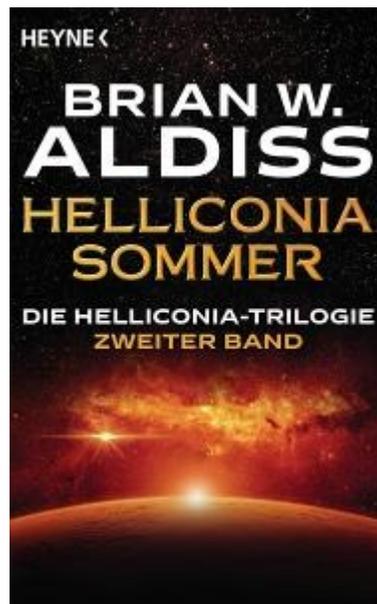
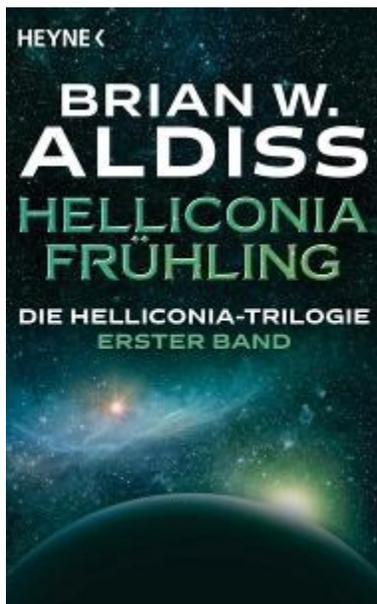
von Udo Klotz

**Die Science-Fiction ist voller exotischer Planeten und den Abenteuern ihrer menschlichen und außerirdischen Bewohner. Doch der britische Bestseller-Autor Brian W. Aldiss schrieb vor mehr als vier Jahrzehnten eine Romantrilogie, die Aufsehen erregte, denn er stellte einen Planeten in den Mittelpunkt des Geschehens.**

Mit *Spring* (erschienen 1982), *Summer* (1983) und *Winter* (1985) klingen die drei Bände der *Helliconia*-Trilogie nach einer kurzen Handlungszeit, doch gemeint sind hier nicht die Jahreszeiten des »kleinen Jahrs«, in dem der Planet Helliconia in 480 Tagen seine Sonne Batalix umkreist, sondern die des »großen Jahrs«, das mehr als zweieinhalbtausend Erdenjahre dauert, in denen Helliconia seine zweite Sonne, den Weißen Riesen Freyr, umrundet, was Warm- und Eiszeiten verursacht. Dadurch steht die Zivilisation einer intelligenten Spezies von Helliconia vor der Herausforderung, immer wieder nach einem Jahrtausend des Aufstiegs eine noch längere Eiszeit überbrücken zu müssen, in der die meisten der technischen Errungenschaften verloren gehen und vergessen werden.

Das Besondere der Trilogie sind nicht die abenteuerlichen Geschichten, die Aldiss anhand einzelner Bewohner erzählt, die im Frühjahr, Sommer oder Winter des großen Jahrs leben, sondern deren Einbettung in einen besonderen Planetenzyklus und vor allem der ausgeklügelte Weltenbau. Aldiss hat sich in Oxford mit Experten aus vielen Fachbereichen zusammen-

gesetzt, um seine Idee eines Doppelsonnensystems mit extremen Klimaschwankungen in all seinen Auswirkungen plausibel zu machen, nicht nur aus astronomischer und astrophysikalischer Sicht, sondern auch in geologischer und klimatologischer, mikro- und exobiologischer Hinsicht. Er hat eine komplexe Flora und Fauna entworfen, die zwei Spezies hervorbringt, die abwechselnd dominieren, eine von Primaten abstammende humanoide im Sommer und eine dem Minotaurus ähnelnde im Winter – und jede verklärt die jeweils andere in der eigenen dominanten Phase. Für diese zwei Gruppen hat sich Aldiss mit Soziologen und Religionswissenschaftlern beraten, um glaubhafte Gesellschaftssysteme beschreiben zu können, die zudem eine phantastische Komponente aufweisen, denn beide Gruppen können mit ihren Vorfahren kommunizieren und sind eingebettet in ein synergetisches System mit dem Planeten. Der Autor hat hierfür die »Gaia-Hypothese« auf Helliconia angewendet, die ein paar Jahre zuvor von der Mikrobiologin Lynn Margulis und dem Biophysiker James Lovelock entwickelt wurde. All dies wird geschickt zu einem komplexen Netz verwoben,



© Heyne

und in vielen kleinen Details, aber auch in großen Storybögen zeigt Aldiss, dass alles miteinander zusammenhängt: die Religion mit der Astronomie, auftretende Krankheiten mit dem Klimazyklus, die Entwicklung der Zivilisation mit der Fähigkeit, zusammenzuarbeiten und Wissen zu bewahren. Dabei dient die Erde als Gegenbeispiel, denn sie wird durch Atomkriege zerstört, während die Überlebenden der Menschheit in einer Raumstation die Geschehnisse auf Helliconia beobachten und dabei durch Dekadenz selbst dem Untergang geweiht sind.

Helliconia ist somit ein Planet mit sehr vielen Facetten und einer eigenen, ganz besonderen Geschichte. Wie der maßgebliche Protagonist spielt er für die Handlung eine große Rolle und beeinflusst alle anderen Figuren des Romans. Die nahe am esoterischen Spektrum angesiedelte Gaia-Hypothese und die Kommunikationsform der Bewohner mit ihren sehr emotional agierenden verstorbenen Vorfahren kontrastieren dabei stark mit den sachlich-detaillierten Beschreibungen von Fauna und Flora, geologischen Besonderheiten und kulturellen Ausprägungen, womit Aldiss aufzeigt, dass Wissenschaften nicht ausreichen, um eine Welt zu beschreiben. Auch Kunst und Glaube spielen eine Rolle.

Aldiss war Anfang der 1980er Jahre einer der ersten, der versucht hat, seinen Weltenbau

derart massiv wissenschaftlich abzustützen, und der sich viele Experten als Berater gesucht hat. Gleichzeitig hat er gegen die weit verbreitete Tendenz angeschrieben, komplette Welten stark vereinfacht darzustellen. Er zeigt, dass es keine einfachen Lösungen gibt, dass Klimaänderungen zu vorausschauendem Planen zwingen und dass Wissen und Lernen aus der Vergangenheit die Schlüsselfaktoren zum Erfolg sind. Und damit sind die drei Bände der Helliconia-Trilogie heute aktueller als vor vier Jahrzehnten, als sie den British SF Award, den John W. Campbell Memorial Award und den Kurd-Laßwitz-Preis gewannen und für Locus und Nebula Award nominiert wurden.

Auf Deutsch übersetzt von Walter Brumm erschien der erste Band 1983 im Hohenheim Verlag als Hardcover mit zahlreichen Illustrationen von Klaus D. Schiemann. Es folgten 1985 und 1990 je eine Neuauflage zusammen mit den beiden Folgebänden in der Heyne Bibliothek der Science Fiction Literatur und der allgemeinen SF-Reihe von Heyne. Neben den Illustrationen der Erstausgabe enthalten sie einen Anhang mit Essays und Kartenmaterial von Erhard Ringer, Brian Aldiss und Florian F. Marzin. 1996 erfolgte noch ein Nachdruck im Bechtermünz Verlag. Seit 2020 ist die Trilogie bei Heyne zumindest als Ebook wieder verfügbar.

# VON MONSTRIEN UND MÄNNERN

*Ich, Hannibal* von Judith und Christian Vogt

von Anna Eichenbach

**Der Zweite Punische Krieg ist ein Ereignis, das nicht nur zahlreiche antike Epiker und Historiker beschäftigt hat, sondern sogar Geschichtsmuffeln bekannt sein dürfte. Wenn schon nicht der Begriff »Zweiter Punischer Krieg«, so doch wenigstens der Name seines wohl bekanntesten Protagonisten: Hannibal. Im 3. Jahrhundert vor Christus wagte der karthagische Heerführer Udenkbares: Mit seinem Heer und einer Schar Kriegselefanten zog er über die Alpen bis vor die Tore Roms und brachte das *Imperium Romanum* an den Rand einer militärischen Niederlage.**

**Das Autor:innenduo Judith und Christian Vogt verpasst diesem historischen Stoff in *Ich, Hannibal* gleich zwei überraschende Twists. Zum einen verweben sie die Geschehnisse mit phantastischen Elementen. Zum anderen – und diese Idee hat meine Neugierde besonders geweckt – ist Hannibal eine Frau.**

Nicht nur irgendeine Frau, sondern seine Gattin Himilke, die Hannibals Platz an der Spitze des karthagischen Heers nach seinem plötzlichen Tod einnimmt. Ihre Führungsrolle bleibt dabei von Seiten der Männer nicht unangefochten. Mit Hilfe einer göttlichen Elefantenbestie und ihres strategischen Geschicks kann Hannibal sich jedoch behaupten. »Rom wird vor ihr erzittern« heißt es auf dem Romancover – und das tut es in der Tat. Allerdings erleben wir die Handlung nie aus Hannibals Sicht. Im Nachwort erklären die Vogts, dass sie sich nicht in den Kopf dieser genialen Heerführerin getraut haben. Stattdessen begegnen wir dieser durch Elefantin und goldene Maske seltsam entrückt scheinenden Figur, die nie ganz

zu fassen ist und stets undurchschaubar bleibt, in der Wahrnehmung durch die Menschen in ihrer Umgebung. Mehr und mehr wird Himilke im Verlauf der Handlung zu dem Mann, dessen Platz sie eingenommen hat, verliert sich dabei ein Stück weit selbst, bis eine neue Version von Hannibal entsteht, die Züge des Verstorbenen und von Himilke selbst trägt. Aus drei Blickwinkeln werden die Geschehnisse des Krieges geschildert. So unterschiedlich die Perspektivträger:innen auch sein mögen, haben sie doch eines gemeinsam: Sie alle sind aufgrund ihrer gesellschaftlichen Stellung unfrei und in ihren Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt. Durch sie erhalten die vermeintlich Machtlosen Gesicht und Stimme – und

letzten Endes sind sie es, die durch ihre Taten im Kleinen den Kriegsverlauf entscheidend beeinflussen.

Da ist Sosylos, ein griechischer Sklave und Chronist im Heer der Karthager, der hautnah miterlebt, wie eine Frau Geschichte schreibt.

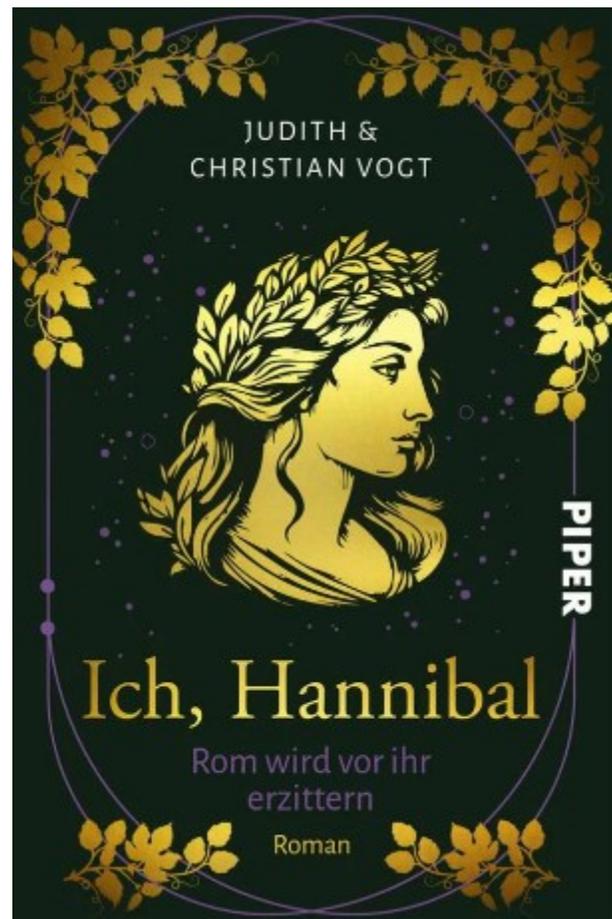
Da ist Fulvia, eine römische Patrizierin, die nach dem Tod ihres Gatten alles verliert und deshalb mit allen Mitteln um das (gesellschaftliche) Überleben ihrer Familie kämpft.

Da ist aber auch Tamenzut, eine numidische Bestienjägerin, die Hannibals Feldzug unterstützt, in dem sie immer mehr Bestien gefügig macht, sie gewissermaßen als Geiseln nimmt, um auch die Völker zu unterwerfen, zu denen sie gehören. Damit tauchen wir Lesende ein in die teilweise wenig bekannte Mythologie und Folklore italischer und anderer Völker, begegnen gefährlichen und faszinierenden Monstren, deren individuelle Fähigkeiten in der Kriegstaktik der Heere berücksichtigt werden und das Schlachtenglück bisweilen entscheidend mitbestimmen.

Längst hat Tamenzut gelernt, dass es *Eier* braucht, um sich bei Männern Gehör zu verschaffen – und ihren eigenen Weg gefunden, genau dies zu tun.

*Ich, Hannibal* ist ein Roman, der sich im Wesentlichen um verschiedene Facetten des Monströsen dreht. Um Monstren und die Vermessenheit von Menschen, die Welt und alles, was auf ihr lebt, unterwerfen und beherrschen zu wollen.

Es geht um das Monströse, das sich während eines Krieges ereignet und währenddessen als normal, erschreckenderweise sogar als zum Krieg dazugehörig erachtet wird. Denn Krieg nimmt Menschen – und insbesondere Männern – ihre Menschlichkeit und macht sie selbst zu Monstern. Immer wieder spielen die Vogts mit dieser Metamorphose vom Menschlichen zum Monströsen, zeigen in stillen, zum Nachdenken anregenden Momenten aber auch die andere Seite, nämlich das Menschliche in den vermeintlichen Monstren, bis die Grenzen verschwimmen.



© Piper

Macht, Machterhalt und eine unersättliche Machtgier sind weitere Motive, die immer wieder aufgegriffen werden. Daneben wirft der Roman vor allem die Frage auf, welchen Platz eine Frau in einer von Männern dominierten Welt innehaben kann.

Phantastische Elemente in den historischen Kontext einzuflechten gelingt Judith und Christian Vogt mehr als überzeugend und stimmig, was vor allem der hervorragenden Recherche zu verdanken ist. Bestien aus Mythologie und Folklore fügen sich organisch ins Kriegsgeschehen ein, als hätten sie tatsächlich am Zweiten Punischen Krieg teilgenommen.

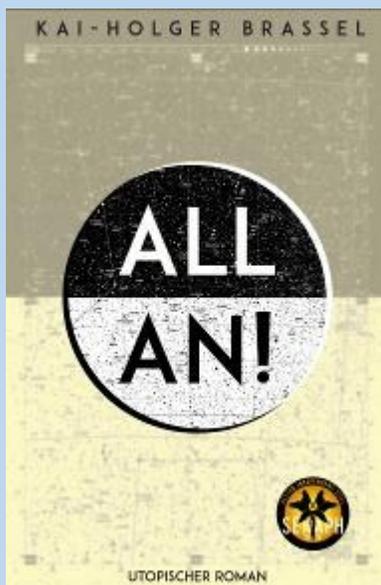
Dies alles ist so bildgewaltig, stellenweise humorvoll und mit psychologischem Feingefühl erzählt, dass die Seiten nur so dahinfliegen.

*Ich, Hannibal* ist ein starker, feministischer Antikriegsroman, der durch ein aufrüttelndes Nachwort seine Krönung findet und meiner Meinung nach zu Recht in der Kategorie »Bester Roman« für den SERAPH 2025 nominiert war.

# LESE-LOG

## DIE HIGHLIGHTS DER REDAKTION

von Christoph Grimm und Sarah Lutter



Im Jahr 2084 ist der Kampf gegen den Klimawandel so gut wie verloren. Lokale Katastrophen gehören zum Lebensalltag, einige Gebiete der Welt sind bereits unbewohnbar geworden. Doch es ist eine akute Gefahr, welche verschiedene Gruppierungen der Erde notgedrungen zusammenbringt: Ein gewaltiger Meteorit, der in wenigen Jahren mit der Erde zu kollidieren droht. Diese Situation vereint Politiker, Wissenschaftler, Angehörige des Militärs, Umweltschützer, Konzerne und IT-Koryphäen unter den ordnenden Händen der bis dahin fast bedeutungslos gewordenen UN und lässt über das dringende Problem hinaus einen globalen Wandel beginnen ...

Echte Utopien sind rar geworden. Zu verworren, zu komplex, zu zersplittert und auch zu trübscheinig die Gegebenheiten auf unserem Planeten zu sein, um eine bessere Zukunft für die gesamte Menschheit vorstellbar werden zu lassen. Kai-Holger Brassel hat in *All An!* – der Titel steht verkürzt für »Weltall an!« und erklärt sich am Ende – die globale Dimension und ihre Hürden stets im Blick.

Der Autor betrachtet in drei, je etwa 200 Seiten umfassenden Teilen das Ende des 21. und das komplette 22. Jahrhundert. Der erste Teil (2084-2117) erzählt vom Kampf gegen den Meteoriten, von menschlichen Annäherungen und dem langsamen Zerfall alter Machtstrukturen. Der zweite Teil (2121-2167) schildert die Bildung einer neuen Ordnung und verschweigt dabei nicht, dass Fortschritt nur selten - und schon gar nicht global - geradlinig verläuft. Ebenfalls gewinnen GI (Gene-relle Intelligenzen) an Bedeutung. Im letzten Teil (2168-2192) wird sich mit den verschiedenen Interessen der Menschheit auseinandergesetzt und endgültig ein neues Zeitalter etabliert. Zwei längere Epiloge werfen einen Blick auf das 27. Jahrhundert.

Brassel bleibt in seiner »Chronik des 22. Jahrhunderts« bemerkenswert optimistisch. Widrigkeiten werden als selbstverständliche Herausforderung betrachtet, echte Kompromisse eingegangen und graduelle Verbesserungen statt einem kurzfristigen Optimum akzeptiert. Die Einbeziehung von weiterentwickelten KI, die Befriedigung unterschiedlicher Interessen, die Nutzung neuer Technologien, das Herausbilden einer neuen Denkweise, die Berücksichtigung, dass der Mensch an sich nicht für Stillstand gemacht ist – all das thematisiert dieser Roman. Was ihn für mich so lesenswert macht, ist der Umstand, dass keine der Wendepunkte auf reinem Wunschdenken basieren.

Der Autor offeriert in seinem Szenario Überlegungen, wie es im besten Falle mit unserer Spezies weitergehen könnte, verschweigt allerdings nicht, dass es dafür langfristig auch ein Mindset braucht, mit dem sich wohl viele Menschen der Gegenwart eher schwer anfreunden werden können. Insgesamt ein Roman, dessen Überlegungen nachhallen, und sich von vielen simpler gestrickten Zukunftsvisionen wohlthuend abhebt. (CG)



Nicht 2010, irgendwo in Deutschland. Penelope ist schwanger, als sie sich mit Sofie und Kader trifft. Was als einmaliges Treffen gedacht war, wird zu einer Trärchen-Beziehung. Und nicht nur das: Alle drei arbeiten bei Prism, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die letzten Erinnerungen von Mordopfern zu speichern. Das Ziel ist es, Ermittlungen schneller voranzutreiben und auch die Unmöglichkeit von Straffreiheit in Aussicht zu stellen. Achtzehn Jahre begleitet die Erzählung die drei, erzählt vom Job, vom Privatleben, vom politischen Klima, was zunehmend unangenehm wird. Immer weiter wird an Prism gefeilt, immer mehr Funktionen ergänzt. Doch hat es mit der ursprünglichen Idee überhaupt noch etwas zu tun?

Wann fühlst du dich bedrängt? Wann fühlst du dich in deiner Freiheit eingeschränkt? Und wann fühlst du dich bedroht?

In vielen verschiedenen Facetten geht die Novelle auf das Thema ein. Dabei schafft es die Autorin durch gezielte Andeutungen nicht jegliches Problem auszuformulieren. Oftmals bleiben Gedanken im Raum hängen und

sie überlässt es dem Publikum, wie weitgreifend die Ideen sich auswirken.

Angelehnt an die Hex-Codes, die für die Programmierung von Prism unerlässlich sind, führt die Autorin durch die Geschichte. Die Farben passen sich den Geschehnissen an und suggerieren die Stimmung von Penelope, Sofia und Kader.

Es ist kein leichter Text. Viele Ungerechtigkeiten werden thematisiert, und man kann nicht anders, als sich wieder und wieder Gedanken zu machen, wie man selbst handeln würde. Hat man vermeintlich eine Lösung, kommt ein neues Problem daher, und man ist wieder sprachlos. Wer einen Anstoß zum Nachdenken braucht, sollte zu diesem Buch greifen. Mein einziger Wehrmutstropfen: Das Ende kam mir zu abrupt. (SL)



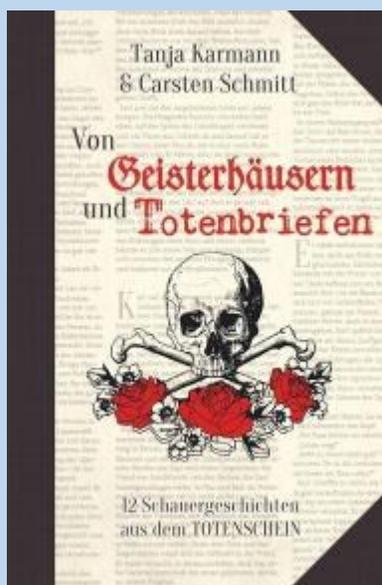
Hannah Riley hält sich mit illegalen Frachtflügen am Rande des Sonnensystems über Wasser. Eine gleichermaßen geheimnisvolle wie mächtige Person, die auch über eine tödliche Krankheit von Hannah Bescheid weiß, gibt der zunächst widerwilligen

Raumschiffpilotin einen Spezialauftrag: Sie soll die unter Quarantäne gestellte, verwüstete Erde aufsuchen, um eine Bibliothek voller medizinischem Wissen zu bergen, das angeblich den Untergang der menschlichen Rasse aufhalten kann.

Fake-Vampire und Holo-Engel; Blumen anbetende Roboter und mechanische Raben; ein Geländewagen, der gerne Balletttänzerin geworden wäre. Und über allem gigantische Geisterwale, die am Himmel entlanggleiten. Sven Haupts Zeichnung der zukünftigen Erde, die sich merklich von dem Kinderbuchklassiker *Alice im Wunderland* inspirieren ließ, erfordert von seinem Publikum einiges an Fantasie – und die Bereitschaft, hinter die Fassaden seiner Absurditäten blicken zu wollen. Denn auch wenn es bei der obigen Aufzählung schwer zu glauben sein mag: die seltsamen Geschöpfe des Romans haben mehr mit unserer Gegenwart gemein, als es auf den ersten, flüchtigen Blick scheinen mag. Hinter den Zeilen seines fantasievoll gestalteten Werks wartet Sven Haupt mit Gesellschaftskritik und düsteren Spekulationen, aber auch mit humanistischen Ideen und philosophischen Gedankengängen auf.

Anhand meiner Zusammenfassung, was in diesem Roman passiert, und welche Themen adressiert werden, könnte ein sperriges, verkopftes Werk vermutet werden. Sven Haupt hat sich jedoch für eine gewisse Gefälligkeit entschieden, um seine Geschichte zu transportieren. Während Alice im bekannten Klassiker doch eher gemächlich durch das Reich der Herzkönigin stapft,

ist das Tempo für Hannah Riley ungleich höher. *Der Himmel wird zur See* präsentiert sich auf der Handlungsebene rasant wie ein Roadmovie, der durch skurrile Situationskomik und pointierte Dialoge konstant locker gehalten wird. Zumindest so lange, bis eine der Figuren wieder etwas Nachdenkenswertes äußert – was zuverlässig mindestens einmal pro Kapitel der Fall ist. (CG)



Der Tod schwebt über allem und jedem. Der Endpunkt des Lebens ist der Totenschein. Ein vielleicht makaberer Gedanke, doch bietet er Raum für eine ungeahnte Inspiration und Kreativität.

Wenn man eine Zeitschrift konzipiert, die sich mit Schauer und Grusel auseinandersetzt, was läge da näher als den Tod als Thema zu wählen?

Im Schatten eines weltweiten Virus wurde die Idee geboren und hat inzwischen zu fünf Totenscheinen geführt. Doch wie sollte man die Optik der Zeitung in die digitale Welt bringen, wenn erst gerade wieder Messen und Cons möglich sind? Ein simples PDF würde dem Charme der Zei-

tung nicht gerecht, so musste ein E-Book her, mit zwölf Geschichten, davon zwei zeitlosen Klassikern.

Jeder Totenschein stand unter einem Motto, welches im E-Book kurz erläutert wird. Jeweils eine Geschichte des jeweiligen Mottos ist von Tanja und Carsten im digitalen Totenschein abgedruckt. Themen sind z.B. »Dunkle Märchen«, »Vampire & Wiederkehrer« und »Unheimliche Orte«.

Ein jeder hat sofort eine Idee, wie die beiden das jeweilige Thema umgesetzt haben könnten, und ich sage euch, ihr kommt nicht auf eine der Ideen. Wie beim ersten Thema zu vermuten ist, adaptieren die beiden bekannte Märchen, aber auf ihre sehr originelle Weise. Dabei erkennt man schnell die Schreibart des Einzelnen und freut sich auf die unterschiedliche Herangehensweise.

Innerhalb des Totenscheins bauen die beiden auch ihre jeweils eigene kleine Serie mit Texten um ihre eigenen Protagonisten auf und schaffen über die verschiedenen Themen trotzdem eine Verbindung zwischen den individuellen Geschichten. Als gute Autorin und guter Autor gestalten sie die Texte so, dass man nicht zwangsläufig den vorherigen Totenschein gelesen haben muss, um die Geschichte zu verstehen. Sie schaffen es aber, die Neugier zu wecken, dass der Leser die anderen Geschichten ebenfalls kennen will. Und er wird dafür mit interessanten, spannenden und ungewöhnlichen Texten belohnt.

Abgerundet wird das E-Book und natürlich auch die Taschenbuchausgabe durch zwei Klassiker:

*Morella* von Edgar Allan Poe und *Die Spinne* von Hans Heinz Ewers. Sie ergänzen die schon zuvor perfekte Stimmung um eine Art Schauer, den neben Tanja und Carsten heute nur wenige Autoren mit solchem Feingefühl formulieren können. (SL)



Rund ein Jahrzehnt gab Rico Gehrke, unterstützt von seiner Frau Peggy, in seinem Verlag für moderne Phantastik jährlich mehrere Science-Fiction-Anthologien heraus. Die umfangreichen Sammlungen hatten selten ein vorgegebenes Thema und präsentierten sich inhaltlich und stilistisch sehr abwechslungsreich. Was sich – nicht zuletzt durch reißerische Titel wie *Sprung ins Chronozän*, *Meuterei auf Titan*, *Dimension Null*, *Flucht von Zumura* oder *7 Millionen Tage in der Zukunft* – jedoch wie ein roter Faden durch die Veröffentlichungen zog, war ein Faible für abenteuerliche Geschichten, welche den Pulp-Charme von Erzählungen, Serien und Filmen vergangener Jahrzehnte mit fantasievoll konzipierten Welten, dezent eingewobener Politik-

und Gesellschaftskritik, überraschenden Wendungen und prägnanten Pointen verband.

*Trümmer am Milchstraßenrand*, zusammengestellt von Achim Stöber, Galax Acheronian und Stefan Junghanns, versteht sich als Ehrung des publizistischen Werks von Rico Gehrke, der 2022 überraschend im Alter von 56 Jahren verstarb. Den drei Herausgebern, die auch für diese Gedenkanthologie einen literarischen Beitrag leisteten, gelang es dabei sehr gut, die publizistische Handschrift der Verlags-sammlungen zu treffen.

Ich gehe im Folgenden auf einige Geschichten, die mir besonders imponiert haben und auch die tonale und inhaltliche Vielfältigkeit der Anthologie unterstreichen, näher ein.

In *Ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft* von Nob Shepherd droht der Sozialstatus von Privat-ermittler Jonas Kelabassi vom »Amt zur Sicherstellung der gesellschaftlichen Sozialhygiene« drastisch herabgestuft zu werden. Nicht unberechtigt, wie der Detektiv selbst weiß, aber schlecht fürs Geschäft. Gezwungenmaßen nimmt er einen Auftrag des für den Sozialstatus zuständigen Beamten an: Die Kontaktaufnahme mit einer Person, die mutmaßlich einer terroristischen Vereinigung zur Störung des »harmonischen Zusammenlebens« angehört. Es handelt sich um eine alte Bekannte von Jonas. – Shepherd betrachtet in dieser Geschichte das in die Zukunft extrapolierte Social Scoring durch Jonas satirisch und schließt mit einem herzlichen Lacher ab. Nicht sonderlich tiefgründig, aber sehr unterhaltsam. Natürlich braucht es für diese

Hardboiled-Detective/Retro-SF-Melange ein Faible, aber wer es hat, dürfte mit dieser Geschichte viel Spaß haben.

In *Xenes Mission* von Stephan Becher erreicht ein Generationenschiff in verhältnismäßig gutem Zustand nach einer 50.000 Jahre dauernden Reise sein Ziel: Eine erdähnliche Welt, auch wenn der Großteil des Planeten von Wasser bedeckt ist, es planetenweit konstant regnet und die einzigen Lebensformen, welche die Besatzung bislang entdeckt hat, krakenähnlich sind. Eben diese Wesen stellen die Besatzung vor Rätsel, scheinen sie doch auf einer ähnlichen Entwicklungsstufe wie Vorfahren der Menschen zu stehen. Auf der Entscheidungsebene herrscht Uneinigkeit darüber, wie weiter vorgegangen werden soll und ob die gemütliche Raumschiff-Arche überhaupt verlassen werden sollte. – Nach einem lebendig erzählten Einstieg, welcher ein spannendes Planetenabenteuer im *Star-Trek*-Stil vermuten ließ, wurde ich zunächst vom Kurswechsel der Handlung überrascht. Bei der Entscheidungsfindung werden viele gesellschaftliche Fragen und Überlegungen aufgeworfen, die eine verhältnismäßig kurze Geschichte heillos hätten überfrachten können, aber von Stephan Becher in diesem Fall gekonnt in eine fesselnde Handlung eingewoben wurden.

In *Die Sonne des Vagabunden* von Stefan Junghanns passiert ein Transportraumschiff bzw. ein Raumschiffzug eine Raumstation, die um einen toten Planeten kreist. Der Stationsleiter, Dr. Garip, der ausschließlich über Hologramme und Übertragungen

mit der Crew kommuniziert, will zunächst eine geringfügige Menge aus dem Deuteriumtank erwerben. Nach dem Andockvorgang wird das Raumschiff jedoch nicht wieder freigegeben. – Die Geschichte von Stefan Junghanns ist für mich die »klassischste« Erzählung der Sammlung. Positiv möchte ich hervorheben, dass Junghanns auf wenigen Seiten seine fünfköpfige Crew in Stellung bringt und sie interessant genug zeichnet, damit im Verlauf der Geschichte mit ihr mitgefiebert wird.

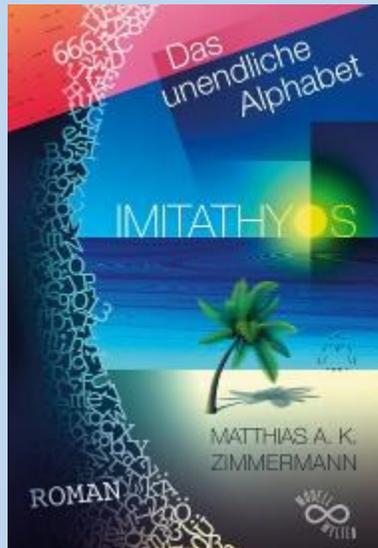
In *Rache* (Frank G. Gerigk) ist Major Cardi im großen Krieg aufgrund seiner Drachenkenntnis gefragt, auch wenn er wegen seiner Vergangenheit als labil gilt. Als Kind und als Heranwachsender zog er die Gesellschaft der schuppigen Tiere der von Menschen vor. – Die spannend aufgebaute Geschichte eines sensiblen Außenseiters wäre für meinen Geschmack besser als längere Novelle erzählt worden, doch davon abgesehen begeistert der Autor mit fantasievollen Ideen, einem raffinierten Twist und erzählt gleichermaßen einfühlsam wie schonungslos.

In *1014* von Galax Acheronian sind wir vermeintlich in den USA der 1960er. Linda leidet an starken Schmerzen an einem Arm, erinnert sich an die Begriffe und technische Geräte, die es nicht gibt, und sieht überall die titelgebende Zahlenkombination. – Eine gut erzählte Geschichte, die ihre Spannung daraus zieht, dass man sich während des Lesens fragt, wer Linda ist und wie sie wohl in der Vergangenheit gelandet ist. Alle Traumbilder, die Schmerzen und die Zahlen-

kombination ergeben zum Schluss Sinn.

Mein Highlight der Sammlung kommt spät. In *Geschichten im Sand* von Nele SICKEL finden Karim und Samira bei Ausgrabungen in der Wüste eines fremden Planeten einen verschütteten Gleiter samt sandmumifizierter Pilotin. Das Logbuch ist noch funktionsfähig. Trotz eines herannahenden Sandsturms lauschen sie den Einträgen, denn die Pilotin erwähnt einen Datenträger mit Geschichten. – Nele SICKEL stellt erneut unter Beweis, dass sie eine Meisterin des spannenden Erzählens und der raffinierten Pointen ist. Zudem gefällt mir die Aussage über den Wert von Geschichten sehr.

Mit *Trümmer am Milchstraßenrand* gelang den drei Herausgebern eine feine Sammlung, die dem Gewidmeten sicher sehr gefallen hätte, und die sich nicht nur optisch im Regal gut neben den besten Veröffentlichungen des Verlags für moderne Phantastik macht. (CG)



In einer Welt, die auf stetige Optimierung setzt, kommt sich Mina zunehmend allein vor. Doch ihren Herzenswunsch, Autorin zu werden, kann sie sich trotz des nahezu abgeschlossenen Psychologiestudiums nicht verwehren. Dabei spielt ihr in die Karten, dass ihr Computer die Abschlussarbeit »vernichtet« hat und sie dies somit als Zeichen deuten kann, dass das Schicksal ihren Gedanken gewogen ist. Eigentlich will sie sich ein paar Tage auf dem Olymp entspannen, doch zuvor erreicht sie eine Nachricht ihres Bruders, der sie, ihre Schwester und deren Freund auf die exklusive Insel Imithathyos einlädt. Schon die Überfahrt hält so manche unangenehme Überraschung bereit, und als die drei schließlich die Insel erreichen, ist der Bruder nicht zu sprechen. Immer wieder werden sie getröstet, und so suchen sich die drei ihre eigene Beschäftigung. Welche ungeahnten Auswirkungen dies auf die Zukunft des jeweils Einzelnen und auch auf das gemeinschaftliche Gefüge haben wird, das können weder die Figuren noch der Leser erahnen. Nur der allwissende Erzähler.

Schon bei *Kryonium* hat Matthias A.K. Zimmermann gezeigt, dass er mühelos die Grenzen von Genres und auch dessen, *was man schreibt* verwischen kann. So liest sich das neue Werk anfangs wie ein Selbstfindungsbuch, wird dann zum Abenteuerroman, biegt über den Thriller ab, um letztlich in der Science-Fiction zu landen. Es gibt bei ihm schlichtweg keine Genre Grenzen. und auch der sprachliche Aufbau birgt für den Leser so einige Herausforderungen. Denn auch hier übertritt er mehrfach die Konventionen und zieht den Leser in seinen eigenen Kaninchenbau.

Als verbindendes Element begleiten den Leser durch alle Kapitel eigenwillige Worte oder Wortgebilde, welche die Besonderheiten des Romanes unterstreichen. Sie werden nach und nach aufgegriffen, um spätere Resultate früheren Handlungen zuzuordnen. Kein Wort ist zuviel oder gar am falschen Platz. Man merkt an vielen Details, wie durchdacht und geplant dieser Roman ist.

Daher muss man ihm beim Lesen die Zeit geben, sich im Kopf entfalten zu können, denn dieses Buch ist wahrlich kein »Fast Food«. So verwirrend es zwischenzeitlich erscheint und so verstörend manche Kapitel sein können, ergibt am Ende alles einen Sinn. Selbst für den Leser. (SL)

**Manuel Otto Bendrin** lebt und arbeitet in Aachen. Geschichten, ob geschrieben oder selbst erdacht, begleiten ihn sein ganzes Leben. 2017 begann er zu schreiben und hat seither diverse Kurzgeschichten und den Roman *Legende eines Helden* veröffentlicht. Am liebsten tobt Manuel sich in dem weiten Feld der Phantastik aus, wobei seine Schwerpunkte in der Fantasy und dem phantastischen Horror liegen.

<https://manuelobendrin.bplaced.de>

**Julia Biermayer-Notter** ist 1993 nahe Wien geboren und lebt heute mit ihrem Partner und zwei Katzen in Oberösterreich. Schon im Kindergarten hat sie Unmengen eigener Kunstwerke angefertigt — eine Leidenschaft, die sie bislang durch ihr ganzes Leben begleitet. Tausende Stunden, Hunderte Stifte und Dutzende Malblöcke mussten mittlerweile dranglauben und dabei helfen, ihrer Kreativität Ausdruck zu verleihen. Egal ob Bleistift, Feinliner, Acrylfarbe oder Digitalkunst — sie probiert sich gerne aus und erfindet sich und ihre Kunst immer wieder neu.

**Dr. Jamie-Lee Campbell**, geboren 1984 in Boston (USA), studierte Psychologie und promovierte zum Thema Korruption in Organisationen. Neben frühen Gedichtpublikationen (2004-2011) sowie einer Kurzgeschichte (2006 im Kulturmagazin *Maskenball*) schrieb sie verschiedene fach- und populärwissenschaftliche Texte für verschiedene Zeitungen (2013-2022, u.a. *Katapult* Magazin, *Report Psychologie*, *Scheinwerfer* (das Mitgliedsmagazin von Transparency International Deutschland)).

**Volker Dornemann** veröffentlicht Microstors und Kurzgeschichten in Magazinen und Büchern. Vor Kurzem ist seine dritte Sammlung Microstors unter dem Titel *Naniten 3* erschienen.

Für **Anna Eichenbach** gibt es nichts Schöneres, als in phantastische Welten und vergangene Zeiten einzutauchen – und ihre Leser in eben solche zu entführen. In ihrem historischen Romandebüt *Wellensang: Eine Limford Saga* lässt sie die Wikingerzeit wieder lebendig werden.

**Frank G. Gerigk**, eigentlich Ingenieur-Naturwissenschaftler, entdeckte 2022 seine Lust am Zeichnen wieder, nach langen Phasen der Fotografie und der nichtgegenständlichen Computergrafiken. Er generiert seine Vorstellungen mit Hilfe von KI und teils aufwendiger manueller Bearbeitung. Seither veröffentlichte er zahlreiche Illustrationen und Titelbilder. Er wurde 1963 geboren, ist verheiratet, hat vier Kinder und wohnt bei Stuttgart.

**Nicole Hobusch**, Jahrgang 1984, lebt im Bergischen Land. Sie macht beruflich »was mit Medien«. Abends erschafft sie Welten auf Papier, in denen sich das Blatt ein ums andere Mal wendet. Ihre Kurzgeschichten sind in verschiedenen Anthologien und Magazinen erschienen. Instagram: [@nicole.hobusch](https://www.instagram.com/nicole.hobusch)

**Christine Jurasek** lebt in einer Kleinstadt am Alpennordrand und ist (physisch) gern in den heimischen Bergen und (fiktiv) in fernen Zeiten und Welten unterwegs. Sie veröffentlichte zahlreiche Kurzgeschichten in Anthologien und schreibt gerade an einem Krimi, der in den Alpen angesiedelt ist.

**Detlef Klewer** lebt mit der wundervollsten Frau der Welt und dem Kater Hagrid am Niederrhein. Erste Veröffentlichungen seiner Comics und Illustrationen erfolgten bereits in den 1970er Jahren in Alternativzeitschriften wie *Am Erker*, *Ulcus Molle* oder *Innisfree*. Geadelt durch den Abdruck eines mehrseitigen Comics im deutschen *Heavy Metal / Metal Hurlant*-Ableger *Schwermetall* liegt der

Schwerpunkt seiner Arbeit heute in der Gestaltung von Buch-, CD- und DVD-Covern sowie der Anfertigung von Buchillustrationen und Comics. <https://www.kritzelkunst.de>

**Udo Klotz** hat 1962 in Alzenau im Norden Bayerns das Licht der Welt erblickt. Mit 13 Jahren entdeckte er die Science-Fiction-Literatur, mit 17 das Science-Fiction-Fandom, und mit 19 schrieb er die ersten Beiträge in Magazinen und Lexika. 1991 führte ihn die Herausgeberschaft des Jahrbuchs *Der Golem* zur Treuhänderschaft des Kurd-Laßwitz-Preises, einige Jahre war er Teil des Phantastischen Quartetts, das auf Cons SF-Perlen vorstellte, und sein jüngstes Projekt ist das Fanzine *!Time Machine*. Er lebt mit seiner Frau Astrid und Tausenden von Büchern in München.

**Sarah Lutter**, geboren 1983, ging schon früh auf Verbrecherjagd. Da die Erwachsenenbücher als Kind für sie noch zu lang waren, gab es Kinderausgaben von *Sherlock Holmes*, *Miss Marple* und *Kommissar Kugelblitz*. Zwischenzeitlich hat sich ihr Lesespektrum merklich erweitert. Zudem hat sie sich den Traum von der eigenen Bibliothek erfüllt und teilt diese regelmäßig mit ihren Lesern. Seit 2021 veröffentlicht sie Kurzgeschichten und ist Co-Redakteurin des *Weltenportal*. <https://sarah83sbookshelf.blogspot.com/>

**Moony**, geboren 1988 malt schon seit ihren Kindergarten-Tagen. In der Schulzeit kamen fantastische Motive und Geschichten hinzu und sind auch nach der Schulzeit und dem Kunstleistungskurs geblieben, wenn auch nicht als Brotjob. Doch es gibt für Moony auch heute nichts Besseres, als einen guten Fantasyroman zu lesen und neue Aquarellfarben ausprobieren.

**Dieter Rieken** studierte Germanistik und Slawistik und ist heute als PR-Manager in der IT-Branche tätig. In seiner Freizeit ist er ein

begeisterter Leser und Schreiber, Korrektor und Rezensent. Science-Fiction publiziert er seit 1984. Seine besten Erzählungen finden sich in der Sammlung *Überlebensprogramm* (2018). Sein Buch *Land unter* (p. machinery, 2020) ist eine Mischung aus Zukunfts-, Kriminal- und Heimatroman. Zuletzt erschien die Sammlung »*Zweimal langsamer wie du ...*«. <https://spbonline.de>

**Jol Rosenberg**, landete 1976 auf der Erde. Jol bloggt auf <https://www.jol-rosenberg.de> mit dem Schwerpunkt deutsche Science-Fiction und schreibt vorwiegend in diesem Genre. Kurzgeschichten in Anthologien und Zeitschriften, u. a. in *Queer\*Welten*, *c't* und *Future Work*. Das Romandebüt *Das Geflecht. An der Grenze* erschien 2022 bei ohneohren. 2023 und 2024 folgte die Dilogie *Etomi* bei Plan9.

**Nele Sickel**, Jahrgang 1990, Exilberlinerin, lebt und schreibt in Braunschweig. Zu ihren literarischen Vorlieben zählen skurrile Figuren, Raumschiffe und prägnante Enden. Ihre Texte erscheinen regelmäßig in Zeitschriften und Anthologien. <https://perpetuum-narrabile.de>

**Yvonne Tunnat**, geboren 1978, verfasst seit den 1990er Jahren Kurzgeschichten u. a. der Genres SF, Horror und Thriller. <https://youtube.com/@Literatunnat>

Zehn Jahre lang skriptete und zeichnete **Maximilian Wust** (geboren 1983) Comics für *Häfft*. Heute sind es leider nur noch Packungsbeilagen, die Auswirkungen von Röntgenstrahlexpositionen und gelegentlich einen Comic für das *Weltenportal*, was dem Medizinischen Illustrator aus München große Freude bereitet. In seiner Freizeit liest und schreibt er gerne und viel.

An dieser Stelle geben wir für alle Lesenden, die sich vorab informieren möchten, einen Überblick, welche Inhalte in den einzelnen Comic- und Prosabeiträgen dieser Ausgabe thematisiert werden. Bitte beachtet, dass dadurch bestimmte, überraschend gedachte Wendungen oder Pointen in den Geschichten vorweggenommen werden können.

**Hypostasis** | *Maximilian Wust und Michaela Schrimpf*

Tod, Sterben

**Es gibt keinen besseren Ort als die Pein** | *Maria Orlovskaya*

Blut, Schmerzen, Selbstverletzung,

**Nano-Godt** | *Yvonne Tunnat*

Tod, Sterben, Krankheit

**Was aus dem Schnee wurde** | *Tino Falke*

Körperliche Gewalt

**Erinnerungen sind flüchtig** | *Ulf Fildebrandt*

Mord, geistige und körperliche Gewalt

**Auf neue Freunde und unverhoffte Gelegenheiten** | *Nele Sickel*

Alkohol, Rauschzustand

**Tsuril** | *Nicole Hobusch*

Tod (thematisiert), Genozid (thematisiert), Kämpfe / körperliche Gewalt, Verletzungen

**Anomalie** | *Alexander Klymchuk*

Einsamkeit, Tod, Massensterben

**RAUM, der (maskul.) sonderbare (adj.)**

Gefangenschaft, derbe Sprache, Rassismus (thematisiert)

**Rache** | *Sarah Lutter*

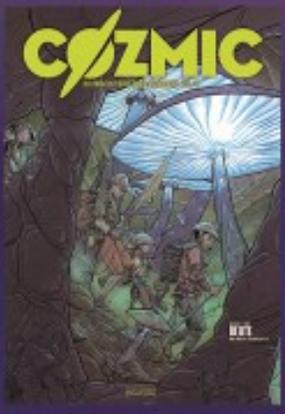
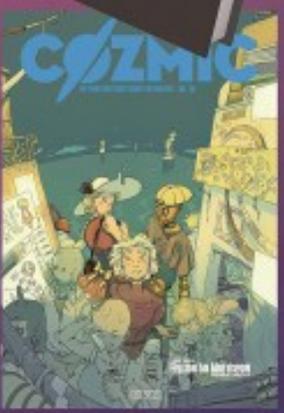
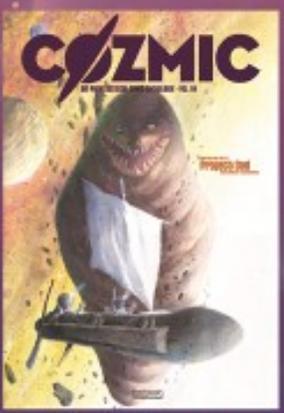
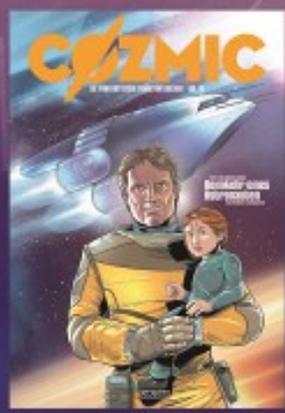
Mord / Tod (Thematisiert), körperliche Gewalt



# COZMIC

# IST JETZT ERHÄLTlich BEI KULT!

ALLE 10 AUSGABEN VON COZMIC  
UND DAS ALBUM »FLY ME TO THE MOON«  
VON FRAUKE BERGER AB SOFORT  
IM ONLINE-SHOP VON KULT-COMICS!



MEHR INFOS BEI KULTCOMICS.NET

Kult  
COMICS

